I.

Wie man Früchte erhalten könne.

Zubereitung bey größern Fruchtgattungen.

Man fängt damit an, das Aeußerſte der Stiele mit Siegelwachs zu petſchieren. Sodann werden die Früchte einzeln nacheinander und etwas geſchwind in **folgende Kompoſition** getaucht, wenn dieſe nemlich erſt auf einen gewiſſen Grad der Wärme, ſo wie der des Bluts, ſich abzukühlen angefangen hat.

Kompoſition.

Man läßt ein Pfund pulveriſirten Alaun in 5 Maaß Brunnen- oder Regenwaſſer ſieden, und hält ſo lange damit an, bis es auf ein Drittheil eingeſotten iſt. Wenn nun die Früchte darein getaucht, und gehörig abgetrocknet worden, ſo legt man ſie über einander, in beliebige Gefäße, Schachteln, Kiſtchen oder kleine Fäßchen. Dieſe werden ſodann mit zartem und wohlgetrocknetem Sand angefüllt, bis ſie ganz bedeckt ſind, und keine Luft mehr eindringen kann. Endlich wird das Gefäß an einen Ort gebracht, wo man keine Feuchtigkeit bemerkt, und nicht mehr von ſeiner Stelle verrückt.

Will man dieſe Früchte haben, ſo nimmt man nach Belieben heraus, ohne die übrigen merklich zu verrücken. Dieſe werden mit einem Tuche abgetrocknet, und die am Stiele beſiegelten Ende abgeſchnitten: worauf vermittelſt des herausdringenden Saftes, der liebliche Geruch zu verſpüren ſeyn wird.

Zubereitung kleinerer Fruchtgattungen.

Man ſehe beſonders darauf, daß alle und jede dieſer Früchte äußerſt friſch, ohne Flecken und die mindeſte Feuchtigkeit ſeyen. Dann nimmt man ſehr feines Papier, das jedoch nicht ſteif iſt, ſondern leicht kann gebogen werden, ſchlägt die Früchte jede einzeln darein, und verbindet ſie ſorgfältig mit Zwirn, jedoch ſo, daß die Frucht darinn nicht gepreſſet werde, ſondern ſich bewegen könne. Hierauf werden ſie in folgende Kompoſition getaucht, und genau, ſo wie obige, an ihre Stelle gebracht.

Kompoſition.

Man läßt ein Pfund gelbes Wachs mit eben ſo viel Harz zergeben, und wenn alles wohl geſchmolzen und unter einander gemenget iſt, welches bald geſchehen ſeyn wird, ſo verfährt man damit auf bereits angezeigte Art.

Will man ſich dieſer Früchte bedienen, ſo nimmt man davon nach Belieben hervor, ohne die Uebrigen ſo ſehr zu rütteln; ſchneidet die Papierchen, worin ſie befindlich ſind, auf, nimmt die Früchte heraus und ſetzt ſie, ehe man ſie auftragen will, einige Zeit an die Luft.

III.

Die Art Eyer zu erhalten.

Nach Maaßgabe des Vorraths friſchgelegter Eyer, welchen man hat, werden dieſe in ein neues und glaſirtes irdenes Gefäß gethan, und mit welcherley Oel man will, begoſſen.

Man

Man gebe dabey Acht, ſie weder mit den Händen noch mit einem Eiſen zu berühren, welches dem Oel ſchaden, um ſo die Erhaltung der Eyer hindern würde. Dagegen muß das Oel immer gut und rein, und die Eyer beſtändig ſo friſch bleiben, als ſie waren, da man ſie hinein legte. Daher thut man wohl, wenn man ſich eines ſilbernen, kupfernen oder hölzernen Löfels bedienet.

Es iſt noch zu erinnern, daß das Oel immer über die Eyer hinausgehe; indeſſen kann man nach Erforderniß und Belieben von beeden aufs neue hinthun.

III.

Roſen und Nelken von einer Jahrzeit zur andern zu erhalten.

Man nimmt Roſen oder Nelken, die nur halb aufgebrochen ſind, und läßt einige grüne Blätter daran; beede aber dürfen weder verſehrt, noch feucht ſeyn. Hierauf werden die Ende an den Stielen mit Siegelwachs verkleibt, die Blumen aber in eine Schachtel gethan, von verhältnißmäßiger Größe zu der Anzahl, welche man darein bringen will. Das Innere der Schachtel muß mit Papier ausgelegt werden, um die Luft zu hindern, daß ſie nicht eindringe. Sodann wird der Boden ungefähr einen Zoll hoch mit calcinirtem und pulveriſirtem Alaun beſträut, und die Blumen darauf gelegt, immer ſo, daß Knoſpen und Stiele einander begegnen, die Blumen aber niemals ſich berieren. Wenn dieſe in vorgeſchriebener Ordnung gelegt worden ſind, ſo ſtreut man oben auf von dem nämlichen Alaun ſo lange, bis ſie ganz davon beſtäubt worden, und man beynahe nichts mehr von ihrer Farbe erblickt. Alsdann werden ſie mit Papier bedeckt, der Deckel auf die Schachtel gethan, an einen Ort geſetzt, der nicht feucht iſt, und nicht von ihrer Stelle gerückt.

Wenn man nun welche davon will, ſo beobachtet man

man gleiche Sorgfalt, wie in beeden vorhergehenden Stücken empfohlen worden, schneidet an den Stielen das besiegelte Ende ab, und thut sie dann in ein mit Brunnen- oder Regenwaſſer angefülltes Gefäß. Insbesondere werden sich Perſonen, die dieſes beym Schlafengehen oder Aufſtehen vornehmen wollen, theils durch die Schönheit derſelben, theils durch ihren angenehmen Geruch überraſcht finden.

IV.

Verſchiedene Farben den Blumen zu geben; nur müſſen dieſe von Natur weiß ſeyn.

Zur **ſchwarzen Farbe** nimmt man die kleinen Früchte der Erlenbäume; wartet aber damit bis ſolche erſt recht dürre geworden. Dieſe verwandelt man alsdann ins feinſte Pulver, vermiſcht daſſelbe mit etwas Salz, Schaafmiſt und Weineſſig. In der Kompoſition muß ein Drittheil von der Farbe befindlich ſeyn, und die geſammte Maaße, welche ſo dichte wie ein Taig ſeyn ſoll, wird auf die Wurzel einer Pflanze, welche weiße Blumen trägt, gelegt. Man begießt ſie mit Waſſer, welches ein wenig mit gedachter Farbe vermiſcht worden, und behandelt ſie übrigens wie gewöhnlich.

Zur **grünen Farbe** nimmt man den Saft, und verfährt damit wie beym Vorigen.

Zur **blauen Farbe** gebraucht man blaue Kornblumen, welche getrocknet und ebenfalls ſehr zart pulveriſirt werden; alsdenn verfährt man damit wie bey der ſchwarzen Farbe.

Man bemerkt, daß die Kraft oder Wirkung dieſer künſtlich eingeflößten Farben ſich nicht über die Zeit eines Jahrs erſtreckt, wenn man nicht das Nemliche mit den Ablegern vornimmt.

V.

V.

Inokulation der Nelken.

Man nehme einen Nelkenſenker, woran nirgends die Spur von Knöpfen wahrzunehmen iſt. Wenn dieſer aus dem Boden gezogen worden, ſo macht man über der Wurzel mit einem Federmeſſer einen länglichten Einſchnitt, und gerade ſo lange, als nöthig iſt, ein dunkelbraunes Haberkorn oder auch von anderer Farbe, wie man man die Nelken haben will, perpendikulär darein zu lege. Dann umgiebt man dieſe inokulierte Stelle mit weißem Wachs, welches aber nicht geſpart werden darf, und wickelt noch ein Tuch, welches mit Faden eingebunden ſeyn muß, herum, damit die Verkleibung deſto beſſer daran halte. Endlich wird der Abſenker wieder in die Erde geſetzt, und darauf geſehen, daß der bewußte Theil gut bedeckt werde, um das Eindringen der äußern Luft gänzlich zu verhindern.

VI.

Recept, blaue Roſen zu bekommen.

Wenn die Zichorien, welche eine kleine blaue Blume tragen, hinlänglich hoch ſind, ſo wird ein Stengel derſelben, wo er am dickſten iſt, in die Quere durchgeſchnitten. In dieſen ſteckt man dann einen abgeſchnittenen Roſenzweig, der aber ganz friſch, wenigſtens nicht über Nacht gelegen ſeyn muß, verkleibt dieſen gepropften Theil rings herum mit einer guten Portion weißen Wachſes, und bedeckt von allen Seiten, wie im Vorhergehenden geſagt worden, das Wachs mit einem Tuche, um es feſt daran zu erhalten, und die Pflanze gegen das Eindringen der Luft zu ſchützen.

VII.

Wein vermittelſt ſiedenden Waſſers ſo zu erfriſchen, wie ſonſt gewöhnlich mit Eis.

Man laßt Waſſer in einem großen Gefäß ſieden. Wäh-

Während dieß geſchieht, gräbt man in die Erde ein Loch im Verhältniß zu der Anzahl Bouteillen, welche man darein bringen will jedoch etwas tiefer als die Höhe der Bouteillen fodert. Sind dieſe darin, ſo bedeckt man ſie mit kleinen Brettchen um theils die Wärme der Luft, theils die Sonnenhitze davon abzuhalten. Vorher aber muß um dieſes Loch herum ein Graben von nämlicher Tiefe und verhältnißmäßiger Breite gemacht werden, ſo daß zwiſchen beeden noch eine Art Terraſſe eben ſo breit als der Graben bleibe. Wenn nun die Bouteillen gehörig in das Loch gebracht und bedeckt worden, ſo füllt man augenblicklich den Graben mit ſiedendem Waſſer an, und bedeckt ihn wie das Loch, worinn die Bouteillen ſtehen. Iſt dann das Waſſer nach und nach kalt geworden, ſo nimmt man die Bouteillen heraus, und der Wein wird ſo kalt ſeyn wie Eis.

VIII.

Wie man Gemählde wohl ſäubern und firniſſen könne.

Zuerſt wird das Gemählde von allem Staube wohl gereiniget, dann wird ein Zwiebel ſehr klein zerſchnitten, und ungefehr halb ſo viel fein geſtoſſenes Salz hinzugethan; auf beedes wird guter Weineſſig gegoſſen, ſo, daß er einen ſtarken Querfinger hoch über gedachte Ingredienzien ſchwimme. Darein wird ein ſauberer Schwamm getaucht, und ſo lange damit über das ganze Gemählde hergefahren, bis die Farben zum Vorſchein kommen. Letzteres bleibt dann ſo lange aufgerichtet ſtehen, bis es beynahe ganz trocken iſt; dann wird es mit einem reinen Tuche abgerieben, um alle etwa daran zurückgebliebene Theilchen des Zwiebels hinwegzunehmen. Man fährt hierauf mit einem andern ſaubern Schwamm darüber, der in Eierweiß, welches lange geklopft, und mit etwas fein geſtoſſenem Alaun gemiſcht worden, getaucht wird. Dieß iſt das beſte Mit-

tel

tel in der Folge die Fliegen davon abzuhalten, welche gewöhnlich die Gemählde beſchmutzen.

Will man einen Firniß haben, der wirklich dauerhafter und ſchöner iſt, ſo nimmt man zu 2 Drittheilen geſottenen Leinöl, 1 Drittheil flüſſigen Terpetin, und beſtreicht damit mit einem Pinſel das Gemählde. Ehe man dieß thut, beſtreiche man die Rückſeite des Gemähldes mit Ollvenöl, und bediene ſich dann gleich gedachter Kompoſition, ſo wird die Farbe deſto eher zum Vor-ſchein kommen.

IX.

Einen phosphoriſchen Liquor zu bereiten, welcher in einer Flaſche verwahrt ſelbſt in der dickſten Finſterniß leuchtet; nebſt dem Mittel ein ausgelöſchtes Licht mit einer Meſſerſpitze wieder anzuzünden.

1.

Man nimmt einer ſtarken Erbſe groß engliſchen Phosphorus, der in kleine Stücke zerſchnitten wird. Dieſen legt man in ein kleines irdenes Gefäß das aber neu und gut glaſirt ſeyn muß, gießt ein halbes Glas reines Waſſer darauf, und ſetzt es in einer Kohlpfanne über ein ſehr gelindes Feuer, um die Auflöſung zu bewirken. Während dieß allmählig zum ſieden gebracht wird, auch noch etwas früher; ſetzt man die Flaſche von weißem Glas in ein anderes Gefäß mit Waſſer angefüllt, läßt dieſes ſo lange ſieden, bis die Flaſche darein heiß genug ſeyn wird, um den phosphoriſchen Innhalt des kleinen Gefäſſes aufzunehmen, der alsdann hineingegoſſen wird, wenn er, wie oben geſagt worden, hinlänglich aufgelöst iſt. Nur muß man darauf ſehen, daß daß Waſſer, welches in die Flaſche hineingekommen ſeyn möchte, herausgebracht und dieſe wohl zugemacht werde.

Die-

Dieſe Flaſche wird in der Finſterniß, 10 bis 12 Monate hindurch, ohne daß man weiter etwas damit vornimmt, einen Glanz von ſich geben, und wenn ſie noch überdieß bey warmer und trockener Witterung gerüttelt wird, ſo kann man ſehr ſtark leuchtende Blitze aus ihrer Mitte hervorkommen ſehen.

2.

Man löſcht mit Fleiß ein Licht aus, indem man es puzen will, doch nicht allzunahe, damit etwas Hitze am Tocht zurückbleibe. Dann wird mit der Spitze eines Meſſers, die mit engliſchen Phosphorus in der Größe eines kleinen Haberkorns belegt werden, der Tocht getheilt, welcher durch ſeine dem Phosphorus mitgetheilte Wärme augenblicklich wieder zu brennen anfangen wird.

X.

Eine rothe Roſe in eine weiße, und umgekehrt, zu verwandeln.

Man nehme eine rothe Roſe, ſo ſchön man ſie finden kann, die ſchon völlig ausgebrochen iſt, zünde in einer Kohlenpfanne ein kleines ſehr gelindes Feuer an, und ſtreue Schwefel darauf. Dann halte man in gehöriger Entfernung die Roſe über den Dampf, ſo wird ſie ganz weiß werden. Wird ſie hernach eine Zeitlang in Waſſer gethan, und im Zimmer verſchloſſen, ſo bekommt ſie wieder ihre vormalige Farbe; ohne dieß aber wird ſie weiß bleiben.

Will man Jemand, um ſich ein unſchuldiges Vergnügen zu machen, täuſchen, ſo thue man dieſe weiß gewordene Roſe in ein Glas mit Brunnen- oder Regenwaſſer, überreiche ſie dann als ein Präſent einer Perſon, unter der Bedingung, dieſelbe in einen Ort zu verſchließen, von welchem ſie uns den Schlüſſel einſenden könne, indem man dabey vorgeben muß, daß ſie innerhalb 6 Stun-

Stunden von Niemanden berührt werden dürfte, nebſt der Verſicherung ihr nach Verlauf dieſer Zeit den Schlüſſel wieder zuzuſtellen. Wenn nun dieſe Perſon das Zimmer öffnet, ſo wird es ſie überraſchen ſtatt einer weißen Roſe, die ſie dahin gebracht hatte, eine rothe zu finden.

XI.

Sogenannte Arbores Dianae zu verfertigen.

Man löſe 2 Loth feines Silber, (entweder von Silberfeilſtaub oder ausgebrannten Treſſen, welches aber ſehr rein ſeyn muß, in 6 Loth Scheidwaſſer, in einem kleinem Deſtillirkolben oder einer Bouteille von weißem Glaſe mit einem langen Halſe verſehen, auf, über etwas warmen Sand, um die Aufloͤſung zu befördern. Wann dieſe ganz fertig iſt, ſo leert man ſie in eine andere Flaſche von weißem Glaße und gerade ſo groß, als nöthig iſt, um das aufgelöste nebſt dem, was folgen wird, zu faſſen. Nur iſt zu bemerken, daß ſie ganz rund, oben und unten gleich ſey, und 36 bis 40 Loth Waſſer faſſe Wenn nun vorher ſchon 2 Loth gut geläutertes Queckſilber hineingethan worden, ſo gießt man das oben benannte Aufgelöste, nebſt der ebenfalls angezeigten Quantität Waſſers darein, macht die Flaſche ſorgfältig zu, und ſtellt ſie auf eine runde von Stroh geflochtene Platte, an einem Ort, wo ſie binnen 40 Tagen nicht mehr verrückt werden darf. Wenn das Queckſilber ſich gehörig mit dem Silber wird kryſtalliſirt haben; ſo wird man finden, daß ſie nach und nach ein Baum bildet, der in einiger Zeit zu ſeiner ganzen Größe gelangt, ſich überall in der Flaſche ausbreitet, und an jeglichem Aſt einen kleinen ſilbernen Apfel trägt. Das beſondere der Sache iſt, daß er, wenn man ihn, nachdem er ſich ganz ausgebildet hat, unter einander rüttelt, zerfällt, hingegen wenn er wiederum auf die Strohplatte 24 Stunden lang geſtellt wird, ſeine erſte

ſie Geſtalt wieder annimmt. Er kann an einen beliebigen Ort geſtellt werden, wo man will, daß er in die Augen falle, wird durch nichts als durchs Zerbrechen beſchädiget und iſt von beſtändiger Dauer.

Eine andere Art.

Man löſe 2 Loth feines in kleine Stücke zerſchnittenes Silber in 6 Loth Scheidwaſſer in einer kleinen Bouteille von weißem Glaſe auf, die überall glatt und mit einem ganz flachen Boden verſehen, aber weit kleiner als die im Vorhergehenden ſeyn. Hierin muß die Auflöſung geſchehen und bleiben. Wenn dieſes beobachtet worden, ſo läßt man den Liquor ungefähr um die Hälfte ausdünſten, gießt denn 6 Loth diſtillirten Weineſſig darauf, nachdem man denſelben ungefähr ſo warm, als gewöhnlich das Blut iſt, hat werden laſſen, damit nicht dadurch die Auflöſung geſtöret werd, welche von dem heißen Sande, worauf ſie geſchieht, ihre gewöhnliche Wärme behalten muß. Dann wird die Bouteille wohl zugemacht, mit beeden Händen gerüttelt, um die Miſchung dieſer Dinge ganz zu bewirken, auf eine Strohplatte geſetzt, und an einem ungeheizten Ort gebracht, wo ſie einen ganzen Monat unverrückt bleiben muß. Während dieſer Zeit wird eine Tanne zum Vorſchein kommen, welche völlig dieſen Baum, wie er in der Natur vorhanden iſt, nachahmen, und wiewohl von Silber, dennoch die Farbe deſſelben annehmen, und bis an die Oberfläche des Liquors empor kommen wird.

XII.

Elementariſche Bäume aus Zinn oder einem andern Metal zu machen, welche der Natur ganz gleich kommen.

Man nehme, von welchem Thier man will, die Lunge, laſſe aber die Schlundröhre daran, um durch die-

dieſelbe das Metall welches man gebrauchen will, hineinzugieſſen zu können. Dieſe Lunge muß völlig friſch ſeyn, und wird dann umgekehrt, ſo, daß die Schlundröhre unter ſich zu ſtehen kömmt, einen Tag, wenigſtens mehrere Stunden hindurch, aufgehängt, damit das Blut und anderes, welches in den kleinen Gängen derſelben zurückgeblieben iſt, wohl ausgelehret werde. Man hänge ſie ſodann bey der Schlundröhre auf, damit ſie inwendig austrockne, und vergeſſe nicht, ſie wie bey den Blaſen zu geſchehen pflegt, wohl aufzublaſen, um die etwa noch verſtopften oder zuſammengezogenen Gänge zu erweitern und leer zu machen. Am folgenden Tage legt man in die Mündung der Röhre ein Riemchen aus einem Kartenblatt geſchnitten, eines Querfingers breit, und näht daſſelbe an die Rohre an, damit man im Stande ſey, das Metall deſto leichter hineinzugießen. Man befeſtige dieſe Röhre an der Lehne eines Stuhls, oder ſonſt an etwas, das hiezu bequem iſt, ſchmelze das Zien, und gieße es hinein: zerſchneide dann die Lunge mit einem Federmeſſer, oder mit einem andern, das ſpitzig und ſcharf genug iſt, ſo wird man einen vollkommenen Baum finden, wie er in der Natur vorhanden iſt.

XIII.

Ein Stück Geld in einer halben Nußſchale zu ſchmelzen.

Man nehme von recht trockenem, weiſſem und zart pulveriſirtem Salpeter 6 Loth; von lebendigem zart pulveriſirtem Schwefel 1 Loth; recht altes und trockenes aber noch nicht verarbeitetes Eichen- und Nußbaumholz, von jedem, nachdem es pulveriſirt worden 1 Loth; dann wird alles miteinander vermengt und eine halbe Nußſchale damit gefüllt. Man lege ganz ſubtil ein Stück Geld auf das Pulver, beſtreue daſſelbe ſo lange damit, bis die Nußſchale völlig voll ſeyn wird. Hier-

auf

auf zünde man das Pulver an, und wenn das Feuer erloſchen iſt, ſo kehre man die Nußſchale um; man wird dann ein Klümpchen finden, worein ſich das Geld verwandelt hat.

XIV.

Jedes Stück Geld in zwey Blätter zu theilen.

Man befeſtige auf ein Stück Holz von beliebiger Größe, wenn es nur eben iſt, 3 eiſerne Spitzen, in Form eines Triangels, und nach einerley Höhe, die etwa einen Zoll betragen mag. Auf dieſe Spitzen legt man ein Stück Geld, von welcher Art man will, vorher aber innerhalb des Raumes des Spitzen, Schwefelblume, welcher pyramidenförmig hinauslaufe ſo hoch es ſeyn kann; damit bedecke man auch das Geld. Iſt man damit fertig, ſo umgebe es von allen Seiten mit Feuer; wenn man nun gewahr wird, daß das Geld dicker zu werden beginnet und im Begriff iſt, ſich zu theilen, ſo faſſe es in der einen Hand mit den Spitzen einer kleinen Scheere, und klopfe mit der andern mit einer Meſſerklinge darauf, ſo wird es in 2 Blätter getheilt auf die Erde fallen. Sollte es aber ſeyn, daß das Geld nicht völlig getheilt wäre, ſo darf man nur ein wenig mit dem Meſſer nachhelfen, und die Theilung wird ſogleich erfolgen.

Ein magiſches Bild zu verfertigen, das nach Gefallen verändert werden kann.

Man nehme 2 Stücke Spiegel oder gewöhnliches weiſſes Glas, eines wie das andere ungefähr 3 Zoll lang und 4 Zoll breit, lege ſie über einander, ſo, daß zwiſchen beeden ſich ein Zwiſchenraum von einer halben Linie finde, welches letzte wird geſchehen können, wenn man ein kleines Stück Pappendeckel von gleicher Dicke

an die 4 Ecken hinleimt. Dann faſſe man den Rand beeder Gläſer mit einer Kitte ein, welche aus abgelöſchtem und fein zerſtoßnem Kalk, der mit Eyerweiß wohl abgerührt und geknetet ſeyn muß, bereitet wird, belege das Ganze mit einer Blaſe, oder kleinem dünnen Pergamentblatt, und laſſe auf einer Seite eine kleine Oefnung, um folgende Kompoſition einzubringen.

Man laſſe über einem gelinden Feuer 12 Loth Schweinſchmeer zergehen, und lege ungefähr 1 Loth neues weiſes Wachs hinein; wenn man es nöthig findet, kann auch noch ein Loth klares und reines Leinöl hinzugethan werden, um das Obige deſto empfänglicher für die Hitze zu machen. Iſt dieſe Miſchung nun flüßig geworden, ſo gießt man ſie zwiſchen beede Gläſer hinein durch die Oefnung, welche man daſelbſt angebracht hat, und die alsdenn ſorgfältig muß verkleibt werden. Man wiſche dann die Gläßer recht ab, und mache ſie am Feuer warm, um zu ſehen, ob die Materie, welche darin iſt, nicht durch die verkitteten Orte dringen könne. Nach dieſer erſten Operation wird auf die eine Seite der Gläſer ein kleines Bild oder Kupferſtich von gleicher Größe geklebt, und dann in eine Rame geſetzt.

Wenn man das Bild etwas warm macht, ſo bringt die Kompoſition, welche den Kupferſtich nebſt ſeinem Innhalt bedeckt, die Wirkung hervor, als ob ſtatt deſſelben ein weißes Papier hinter dem Glaſe befindlich wäre, wird ſie aber flüßig durch nur gelinde Feuer oder Sonnenhitze, ſo wird der Kupferſtich völlig transparent, und man entdeckt ſodenn ganz den Innhalt deſſelben; ſobald es hingegen wieder kalt geworden, ſo verſchwinden auch die Figuren. Man kann dieſe Unterhaltung ſo oft vornehmen, als man will, weil die Sache viele Jahre dauert.

XVI.

XVI.

Die vier Elemente auf verſchiedene Art zu machen.

Man nehme eine Flaſche von der Art, wie man ſie ſonſt auch in der Taſche bey ſich zu führen pflegt, ſo wenig breit als möglich, aber von beliebiger Höhe, und lege zu unterſt Queckſilber darein, welches die Erde vorſtellen wird; darauf wird weiſſes Weinſteinöl gegoſſen, ſo hat man das Waſſer. Zum Feuer nimmt man Weinſteinſalz Tinctur; mit einigen Tropfen Antimonium-Tinctur gefärbt, und zur Luft Kamillenöl.

Von jedem dieſer Stücke nimmt man gleich viel, ſo, daß immer eines auf das andere in der Flaſche komme. Will man zur Erde etwas nehmen, das wohlfeiler ſey, als Queckſilber, und doch eben die Dienſte leiſte, ob es gleich dann nicht mehr flüſſig iſt, ſo kann man ſich grob zerſtoſſenen Glaſes, oder gebrannten Hornes, oder auch des Schmelzglaſes bedienen.

Anders.

1. Zum Waſſer: Brennendöl, wie oben.
2. — Feuer: Steinöl
3. Zur Luft: Weinſtein Salztinctur.
4. — Erde: wie oben, nach Belieben.

Anders.

1. Waſſer, wie oben.
2. Luft, gemeines Kamillenöl.
3. Feuer, Antimonium-Tinctur.
4. Erde, wie oben.

Anders.

1. Waſſer, wie oben. 2. Luft,

2. Luft, Weingeiſt mit Färbermoos lateiniſch (aurifolium) gefärbt.

3. Feuer, Steinöl.

4. Erden, wie oben.

XVII.

Ein beſtändiges Glöckenſpiel.

Man befeſtige ein Kügelchen von Stahl oder gehärtetem Eiſen in der Größe einer ſtarken Erbſe an eine ſehr dünne ſeidene Schnur ungefähr 4 Schuhe lang, und hänge dieſe oben über der Stelle auf, wo man ſein Glöckchen haben will. Dieſes Glöckchen beſteht entweder aus einem großen Glaſe oder aus einer weißen Glaskugel, und muß eine langlicht runde ſehr ſchmale Oefnung haben, ſo, daß die Schnur, welche ſich hin und her bewegt, um zu läuten nicht gehindert werde. Man bemerke, daß das Kügelchen, welches an der ſeidenen Schnur befeſtiget iſt, bis ungefähr an die Mitte des Glaſes oder der gläſernen Kugel hinab gelaſſen, und letzterm ein Magnet zur Seite gelegt werde, jedoch ſo, daß zwiſchen dem Glaſe, und dem Magnet ein Raum befindlich ſey, wie man haben müßte, um ein Stückchen Papier darzwiſchen zu bringen. Auf dieſe Art wird man ein beſtändiges Geläute haben, ohne daß man ſelber dazu etwas beytrage. Will man aber, daß es nachlaſſe, ſo zieht man das Glas von ſeiner Stelle weg. Um das Ding etwas auffallender zu machen, muß der Magnet mit etwas, das man nach Gutdünken darauf legen kann, dem Auge entzogen werden, ſo, daß ein Anderer nicht leicht darauf gerathen könne, was wohl dieſe Wirkung hervorbringe.

XVIII.

Daß ein Rabe auf Papier gemahlt und an die Wand geheftet, einen Laut von ſich gebe.

Man mache in eine Mauer an einem dunkeln Ort ein viereckigtes Loch von ungefähr 9 Zoll in die Länge und Breite, ſo daß ein Froſch ganz bequem darin Platz habe. Dieſes bedeckt man mit einem Blatt Papier, worauf ein Rabe gemalt oder gezeichnet iſt, und daß an einem leeren Platz, wo keine Zeichnung iſt, einen geſchriebenen luſtigen Reim oder ſonſt etwas dieſer Art enthalte, damit Jemand, der es betrachten ſoll, Gelegenheit bekomme, ſich mit dem Licht in der Hand, um das Geſchriebene zu leſen, etwas länger dabey verweile. Sobald der Froſch das Licht gewahr wird, fängt er an mehrmals hinter einander zu quacken, und jeder, der zugegen iſt, wird es für einen Laut halten, den der Rabe von ſich giebt.

XIX.

Kompoſition zu einer ſogenannten boule de mixtion.

Man nehme ungelöſchten Kalch, geläuterten Salpeter, nicht präparirtes gummi arſal alexandrin. Man pulveriſire jedes einzeln, ſo zart als möglich, laſſe es durch ein feines Haarſieb gehen, miſche dann alles mit einander, und binde es in ein Stück feine neue Leinw. und recht feſt mit Faden zuſammen, ſo, daß es die Form einer Kugel bekomme. Man lege es hierauf in einen Schmelztiegel und decke es mit einem andern zu, verklebe dieſe ſodann, damit keine Luft eindringe, und ſtelle es acht Tage an einen Ort, wo die Sonne am heißeſten ſcheint. Nach dieſer Zeit wird die Kompoſition eine gelblichte Farbe bekommen, und muß dann im-

mer

mer noch genau verküttet, in einen Backofen aus Backſteinen gebaut, nachdem das Brod herausgenommen worden, gethan werden. Iſt der Ofen kalt, ſo nimmt man es heraus, und wird finden, daß es eine röthliche Farbe bekommen, welche das Zeichen iſt, daß nunmehr alles geſchehen, was zur Bereitung erfodert wird. Man kann auch eine ſolche Kugel poliren, und um ſie deſto beſſer zu bewahren, in einem Beutel von neuer Leinwand oder Leder, inwendig mit neuem feuerfarbnen oder Carmoiſinrothen ſeidnen Zeuge gefüttert, tragen.

Gebrauch.

Man benetzt dieſe Kugel mit der Zunge, oder den Lippen, und nachdem man damit, was man will, angezündet hat, ſo wird ſie wie ein Licht ausgeblaſen, und wieder in den Beutel verwahrt.

XX.

Einen phosphoriſchen Liquor durch Deſtillation zu bereiten, welcher einen immerwährenden Schein von ſich giebt.

Man nehme 2 gute Hand voll lebendiger leuchtender Inſekten, welche man Johanneswürmchen nennt, und bringe ſie in eine Bouteille, welche dann genau verwahrt, in ſehr ſtarken und friſchen Roßmiſt tief und leicht eingegraben wird, ſo daß die Bouteille, welche 14 Tage darinn bleiben muß, nicht kalt werde. Nach dieſer Zeit werden die Inſekten in eine gläſerne Retorte ausgeleert, und ein Nöſſel Regenwaſſer darauf gegoſſen; dann thut man noch 1 Quint grauen Amber und ein halbes Quint engliſchen Phosphorus in kleine Stücke zerſchnitten, hinzu, verſieht die Retorte mit dem Recipienten, verküttet beedes mit Wachs, und bindet, um dieſes feſt daran zu erhalten, noch ein Tuch herum. Um die Deſtillation zu bewirken, wird die Retorte in

ein Marienbad geſetzt, nach Vollendung derſelben der ganze Innhalt des Recipienten in eine gläſerne Flaſche geleert, welche ganz rund, überall gleich und ohne Fehler ſeyn muß. Vorher aber wird ein halbes Loth geläutertes Quecksilber darein gethan, die Flaſche wird mit ihrem Stöpſel ebenfalls von Glas, wohl verwahrt, eine Blaſe, die von allem Fett wohl gereiniget iſt, darüber gezogen, und ſo während des erſten Viertels bey Nacht an den Mond, und bey Tag an die Sonne geſtellt.

An welchem Ort ſich alsdann dieſe Flaſche befindet, ſogar in der gröſten Finſterniß, wird ſie einen Schein von ſich geben, der hinlänglich iſt, um dabey leſen oder ſchreiben zu können. Auch iſt die Sache von beſtändiger Dauer, wenn nur keine Luft hineindringt, und das Glas nicht zerbrochen wird.

XXI.

Weißes Glas in chineſiſches Porcellain zu verwandeln.

Man löſe in einem großen Glaſe mit reinem Waſſer arabiſches Gummi auf, ſchneide dann recht ſauber mit einer Scheere kleine illuminirte oder gezeichnete Bilder aus, beſtreiche dieſelben vermittelſt eines Pinſels mit obiger Gummiauflöſung, und befeſtige ſie inwendig in dem gläſernen Gefäſſe, welches man dazu gebrauchen will, ſo, wie man es am ſchicklichſten finden wird; nur gebe man acht, daß das Glas ſehr weiß ſeye, und die kleinen Figuren recht trocken werden. Hierauf gießt man die ganze Gummiauflöſung in eben dieſes Gefäß, ſo, daß ſie ſich überall darinn ausbreite und feſtſetze, und wenn das, was daran zu viel iſt, wiederum abgegoſſen worden, ſo bedienet man ſich deſſen, was folgt. Man pulveriſirt nämlich Eyerſchalen ſo rein und weiß, als man ſie haben kann, aufs feinſte, wirft das Pulver davon in jenes Gefäß, und ſorgt dabey, daß es wie oben

beym

beym aufgelöstem Gummi geſchehen, überall ſich anhänge. Iſt dieß beobachtet worden, ſo wird das überflüſſige Pulver ausgeleert, und man hat, was man verlangte.

Dieſes Gefäß wird in allem Betracht dem chineſiſchen Porcellain ähnlich ſeyn, beſonders wenn man mit den Bildern eine gute Wahl getroffen hat; kann aber nie zum Gebrauche, ſondern blos zur Parade dienen.

XXII.

Königwaſſer und ächtes Pariſer Goldpulver zu bereiten, nebſt einer Anweiſung zum Gebrauche, wenn man Silber kalt auf eine ſaubre und dauerhafte Art vergolden will.

Man löſe in 4 Loth Scheidwaſſer feines Gold ungefähr einen Dukaten am Werth, auf. Die Auflöſung zu befördern, thut man hinzu ein halb Loth Sal ammoniacum und Sal Nitri, ſo viel als es annehmen will. Iſt die Auflöſung vorbey, ſo taucht man feine leinene Tücher darein, damit ſie ſich an dieſelben anhänge, breitet dieſe Tücher über eiſerne Stäbchen, welche auf eine irdene etwas tiefe Schüſſel gelegt worden, um ſie zu trocknen. Dann zündet man die Tücher an, um ſie in Aſche zu verwandeln, und verwahrt dieſe zum künftigen Gebrauche in Papier, oder einem Schächtelchen.

Gebrauch.

So oft man ſich deſſen bedienen will, befeuchtet man erſt mit gutem Weinſtein ein kleines leinenes Tuch, das öfters über einander gelegt ſeyn muß, bis es die Form eines Klumpens erhält, und fährt damit, wenn es in das Pulver getaucht worden, über das Silber her; dieſes wird an dem Silber ſo viele Goldflecken zurücklaſſen, als es ſelbſt Gold enthält. Dann wäſcht man

das vergoldete Stück in friſchem Waſſer ab, damit es alle Scheintheilchen verliere. Das Silber wird dann aus, ſehen, als ob es gar nicht vergoldet wäre, fährt man aber mit dem Poliſtahl darüber, ſo bekommt es ſogleich die Farbe des Goldes, beſonders wenn man es nach dem Poliren etwa eine Viertelſtund in Knabenurin liegen läßt. Es enthält dadurch einen groſſen Glanz, und man thut wohl, wenn man alsdann mit dem Blutſtein darüber fährt, deſſen man ſich eben ſo wie des Poliſtahls bedient. Man läßt ihm nämlich von einem Steinarbeiter die gehörige Politur geben, und verſieht ihn wie den Poliſtahl mit einem Heft. Gut iſts, wenn man letztern von Zeit zu Zeit auf Zinnſtaub, welcher auf ein Stück ſtarkes aber weiches Leder geſtreut wird, abzieht.

XXIII.

Firnißcopal mit Oel wie mit Weingeiſt zu bereiten. Zugleichen die Zubereitung des Gummi Copal, worinn das ganze Geheimniß deſſelben beſteht.

1. Zubereitung des Gummi Copal.

Man lege graues Papier unten in den Boden eines Napfs, oder einer tiefen Schüſſel, die aber beede neu und glaſirt ſeyn müſſen, auf dieſes Papier, ungefähr einen Querfinger hoch ungelöſchten Kalch darauf, ſo wie noch auf eben daſſelbe Papier Gummi, auf dieſes wiederum Papier und ſo wechſelweiſe, bis man kein Gummi mehr zuzulegen hat. Man bemerke daben, daß auf dieſe Papiere nicht ſo viel Gummi als Kalk kommen darf, und daß der Kalk, ſo wie das Papier immer die erſten und letzten ſeyn müſſen. Wenn dieß auf beſchriebene Weiſe verrichtet worden, ſo deckt man die Schüſſel mit einem Deckel von weißem Blech zu, ſtellt ſie auf einen Dreyfuß in den Backofen, wann das

Brod

Brod herausgenommen worden, und zieht ſie nicht früher hervor, als bis der Ofen kalt geworden. Dann wird das Gummi ſogleich zu Pulver geſtoſſen, damit ſich die rauhen und harten Theilchen verlieren, welche die Auflöſung zu hindern pflegen, und an einem beliebigen Orte zum Gebrauche aufbewahrt.

2. Zubereitung des Firniß Copal mit Oel.

Man nehme 6 Loth von dieſem pulveriſirten Gummi Copal, und löſe daſſelbe in 6 Loth Terpintinöl in einem Gefäß von weiſſem Glaſe, an einem Ort, wo die Sonne am heißeſten iſt, auf, oder in Ermanglung deſſen, bey einem gelinden Feuer. Iſt die Auflöſung ganz geſchehen, ſo wird ein neues irdenes und glaſirtes Gefäß mit derſelben über ein Kohlfeuer geſetzt, zwey Loth Spicköl, und beym erſten Aufwallen ungefähr 2 Pfund geſottenes Leinöl hinzugethan. Dieß läßt man miteinander nicht länger als 10 bis 12 Minuten ganz gemach kochen, rückt dann das Gefäß vom Feuer, und wenn es kalt geworden, ſo gießt man den Firniß, nachdem man ihn mit einem Trichter filtriſirt hat, in eine Bouteillie, welche man oben wohl verwahren muß. Je älter er iſt, deſto beſſern Gebrauch wird man davon machen können.

3. Zubereitung eben deſſelben mit Weingeiſt.

Man löſe eben die Quantität vom obigen Gummi in 6 Loth rectificirten Weingeiſt auf. Iſt dieß völlig geſchehen, ſo gießt man die Auflöſung in eine Bouteille, worin etwa 2 Pfund vom nemlichen Weingeiſt gethan worden. Wenn ſie oben wohl zugemacht worden, ſo ſtellt man ſie 14 Tage, auch etwas länger, an die Sonne oder an eine gemäßigte Wärme. Findet man, daß der Firniß nicht dicht genug iſt, ſo kann man, auf obige Art, noch mehr Gummi auflöſen und hinzuthun.

Im Fall, daß man deſſen ſogleich benöthiget wäre, kann man ihn auch im Marienbad zubereiten, ſo, daß

man

man alles zuſammen, nämlich 6 Loth Gummi, und 2 Pfund Weingeiſt in die Flaſche thut, und ſogleich wiederum hinſetzt, bis die Auflöſung vorbey iſt.

XXIV.

Weingeiſt ohne Deſtillation zu machen.

Man nehme 2 Bouteillen von gleicher Größe, und ziemlich weiter Mündung, gieße in die eine 2 Maaß franzöſiſchen Brandwein mit 1 Pfund Potaſche oder Weinſtein, und ſtelle ſie, wann es nicht bequem an der Sonne geſchehen kann, an eine mäſige Wärme. Nach 24 Stunden wird nur das Flüßige darin in die andere Bouteille gegoſſen, worin ebenfalls ein Pfund Potaſche oder Weinſtein befindlich ſeyn muß, und dieſe wie die erſtern abermals 24 Stunden an die Wärme geſtellt. Während der Zeit trocknet man die zurückgebliebene Potaſche oder Weinſtein in einer flachen Schüſſel an der Sonne oder am Feuer, um ſie den folgenden Tag wieder in die nämliche Bouteille mit dem flüßigen der andern zu thun. So verfährt man wechſelsweiſe 6 Tage hindurch, oder auch länger, wenn man den Weingeiſt auf den höchſten Grad der Stärke bringen will.

XXV.

Sehr ſchönen und wohlriechenden Firniß Copal zu machen, wie auch einen andern engliſchen Firniß.

Man löſe in einer langen ſchmalen Flaſche in Rosmarinöl von dem in Nro XXIII. beſchriebenen pulveriſirten Gummi Kopal auf, wovon mit drey Fingern ſo viel das Oel annehmen will, nach und nach hineingethan wird. Nach der Auflöſung, die bald geſchehen ſeyn wird, kann es durch Fliespapier filtriert in eine Bouteil-

le

le gethan werden, welche wohl zugemacht werden muß.

Wenn man damit über einen andern Firniß, von welcher Art er ſey, wenn er nur trocken iſt, einmal, aber ganz gelinde herfährt, ſo wird er einen ſehr angenehmen Geruch erhalten, welcher dauerhaft iſt, und ſich noch einmal ſo gut ausnehmen.

Er dient auch dazu, Kupferſtiche ohne Rahmen, die man auf einer Reiſe, oder ſonſt gut fortzubringen gedenket, vor allem Schaden zu bewahren, wenn dieſe nemlich damit beſtrichen und ſorgfältig getrocknet, ordentlich zuſammen gerollt worden. Man kann ſie dann ſo auch ohne Glas in Rahmen bringen, weil der Firniß ſtatt deſſelben dienet.

NB. Wird es blos zu Kupferſtichen beſtimmt, ſo nimmt man zu etwa 6 Loth Gummi Copal, ein halbes Loth Spicköl, welches bey anderm Gebrauche weggelaſſen wird.

Engliſcher Firniß.

Man gieße von ſehr guten Weingeiſt 1 Pfund in eine Bouteille, die gerade ſo groß ſey, daß ſie davon nur zur Hälfte voll werde, und lege 6 Loth gekörnten Gummilak hinzu. Die Bouteille wird denn wohl zugemacht, und 8 oder 10 Tage an die Sonne geſtellt. Dieſer Firniß nimmt ſich ſehr gut aus, kann aber blos zur ſchwarzen und braunen Farbe gebraucht werden.

XXVI.

Goldfirniß.

Man nehmen 8 Loth Gummilack in Täfelchen; Maſtix in Körnern 2 Loth; Drachenblut, Colmant (eine gelbe Wurzel) von jedem ein halbes Quint; levantiſchen Saffran 1 Quint. Man zerſtößt alles, ſo fein als möglich, thut es mit einem Pfund Weingeiſt in eine

Bou-

Bouteille, bindet ſie mit einem Stückchen Blaſe, wozu kein Fett befindlich iſt, zu, und macht mit einer Stecknadel einige kleine Löcher darein. Alsdann wird die Bouteille in ein Marienbad gebracht, und zuweilen umgerüttelt, bis man wahrnimmt, daß es dicht geworden. Erlaubt es die Jahreszeit, ſo kann es auch einige Tage an die Sonne geſtellt werden. Wenn er trocken geworden, ſo nimmt man, um ihm die gehörige Politur zu geben, ſehr feinen zerſtoſſenen Gummilak, und wäſcht ihn ab, damit das Rauhe und Sandichte ſich verliere; worauf er dann wieder recht ſorgfältig getrocknet werden muß. Wenn man ſich deſſelben bedienen will, ſo muß er ungefähr die Wärme des Bluts bekommen. Um Silber damit zu vergolden, muß noch ein Loth mehr vom Drachenblut dazu genommen werden. Je älter er ſeyn wird, deſto beſſern Gebrauch wird man davon machen können.

Firniß zur braunen und ſchwarzen Farbe.

Man nimmt 6 Loth Gummilack in Körnern, zerſtößt denſelben, und löſet ihn in 1 Pfund Weingeiſt auf. Die Flaſche, worin es geſchehen ſoll, darf nur zur Hälfte davon voll werden. Man läßt ſie in drey Tage an der Sonne ſtehen, und rüttelt ſie zuweilen.

XXVII.

Ein Licht mit einer Figur auszulöſchen, und mit einer andern ähnlichen Figur wiederum anzuzünden.

Man nehme 2 kleine hölzerne Figuren, welche, wenn man will, auch angekleidet werden können, und ſtecke ihnen ein Röhrchen oder Strohalm in der Größe einer kleinen Feder, in den Mund. In die Röhre der einen Figur wird vorn ein kleines Stück engliſchen Phosphorus, und in die Röhre der andern einige Körner Schieß-

pul-

pulver gethan, welche letztere aber mit etwas Papier zugeſtopft wird, damit das Schießpulver nicht herausfalle. Man halte letztere Figur gegen ein brennendes Licht, ſo wird ſich das Pulver entzunden, und einen kleinen Knall von ſich geben, als ob die Figur blieſe, worauf dann das Licht ſogleich verliſcht. Hierauf nähert man die andere Figur mit dem Phosphorus am Ende ihrer Röhre dem Lichte, und fährt damit über den Tocht, ſo wird es gleich wieder zu brennen anfangen. Man kann auch dieſe Figuren mehrern Perſonen in die Hände geben, den Verſuch zu machen, und das Licht ſelbſt halten, damit man deſto leichter darauf ſehen könne, daß es nicht zu lange ausgelöſcht bleibe.

XXVIII.

Etwas nach Belieben ins Waſſer zu ſtecken, ohne daß es naß werde, ſogar Feuer ohne darin zu verlöſchen.

Den Verſuch im Kleinen zu machen, gieße man Waſſer in ein Glas, und ſtreue auf deſſen Oberfläche Semen Lycopodii, ein Pulver, welches ſich nie mit dem Waſſer vermengt, ſondern alles, was es antrift, einwickelt, und vor demſelben verwahrt. Man kann daher den ganzen Finger bis auf den Grund hineintauchen, ohne daß er naß werde, auch Papier, worauf man, nachdem es wieder herausgezogen worden, eben ſo leicht ſchreiben kann, als ehe man es hineingelegt hat.

In Anſehung des Feuers.

Man lege in den Boden eines Glaſes Brodkrummen von neugebackenem Brod oder geläutes Brod, und laſſe eine glühende Kohle darauf fallen. Man nehme das Glas unten, und kehre es um, tauche es dann in einen Napf mit Waſſer angefüllt, völlig ſenkrecht, bis auf den Grund, und ziehe es wieder heraus, ſo wird man die Kohle eben ſo finden, wie

wie ſie war, als man ſie hineinbrachte. Freylich iſt vor allem darauf zu ſehen, daß es aufs genaueſte perpendikulär gehalten werde, ſonſt dringt die Luft heraus und das Waſſer kömmt in das Glas.

XXIX.

Die Seide aus Gold und Silbertreſſen zu bringen, ohne ſie auszubrennen.

Man lege die Treſſen in ein Säckchen von neuer, aber nicht allzufeiner oder durchſichtiger Leinwand, binde es recht feſt mit Faden zu, und bringe es in einem neuen irdenen Gefäß über ein Kohlenfeuer. In das Gefäß wird Brunnen oder Regenwaſſer gegoſſen, mit der Aſche von Rebenholz, oder wenn dieſes nicht zu bekommen wäre, von Buchenholz. Man nimmt davon im Verhältniß zum Waſſer ſo viel, daß man eine ſtarke Lauge bekomme, und thut noch etwas Potaſche um ſie zu verſtärken, und eine gute Handvoll gemeines Salz hinzu. Man laſſe es zuſammen 3 Stunden ſieden, nehme hernach das Säckchen heraus, preſſe es ſo viel man kann zwiſchen den Händen aus, breite die Treſſen, welche darin befindlich waren, über kleine Stäbe, und laſſe ſie allmählig von ſelbſt trocknen. Iſt dieſes vollkommen geſchehen, ſo reibe man ſie oben mit Papier, und die Seide wird ſich in kleinen Stäubchen verlieren, die Gold und Silberfaden hingegen werden ihre ganze Länge behalten, und von ihren übrigen Eigenſchaften nicht das Geringſte verlieren.

XXX.

Das Wachsthum der Metalle hervorzubringen; welche Operation viele eben ſo unerwartete als natürliche Dinge zeigen wird.

Man calcinire ſchöne weiße Kieſelſteine, beſonders ſolche, die in Flüßen gefunden werden, und wiederhole dies fünf bis ſechsmal hinter einander. Man tauche ſie dann jedesmal ins Waſſer, daß ſie weich werden, und in Stücken zerfallen, verwandle ſie in zartes Pulver, und laſſe dieſes durch ein zartes Sieb gehen. Das Pulver vermiſche man mit 3 gleichen Theilen Weinſteinſalz, und bringe es in einem Schmelztigel in den Ofen, wo es bis auf einen kleinen Theil geſchmolzen und beſtändig mit einem glühend gemachten eiſernen Stäbchen gerührt wird. Iſt alles völlig geſchmolzen, ſo läßt man das Feuer im Ofen ausgehen, damit die Maſſe von ſelbſt kalt werde, und zerſchlägt dann den Tiegel, um ſeinen Inhalt zu bekommen, welcher eine Art geſchmolzenen Glaſes zeigen wird. Dieſe kalt gewordene Maſſe wird dann in ſehr kleine Stücke zerbrochen, pulveriſirt, und in gläſernen Gefäſſen im Keller verwahrt, woſelbſt ſie durch die Luft und die Feuchtigkeit flüßig wird. Nach kurzer Zeit findet man dann die Kieſelſteine völlig aufgelöſet, und das Ganze als dichtes Oel zu Boden liegen Dieſes ſteinichte Oel enthält in ſich den Stoff und alle höhere Eigenſchaften der Metalle, zwar nicht ſo, daß es der Saame derſelben ſey, ſondern nur in der Erde ihnen zur Mutter dienet. Denn öfters wachſen in dergleichen Steinmaſſen die Metalle, und ziehen einen ähnlichen feinen Schwefel an ſich.

Man tauche in dieſes Oel pulveriſirte Mineralien, und ſtelle ſie unbedeckt an die Luft, ſo werden ſie allmählig wachſen und man wird eine überraſchende Wirkung davon wahrnehmen. Dieſes Geheimniß iſt nach den

Wir-

Wirkungen, die es hervorbringt, wichtiger, als man glaubt, und ein Naturforſcher wird daraus ſowohl den Stoff und das Wachsthum der Metalle erlernen, als auch manchen beſondern erheblichen Nutzen ziehen können.

XXXI.

Zubereitung eines Pulvers, welches, wenn es an die Luft kommt, ſich entzündet.

Man nehme 6 Loth Steinal[illegible] und 2 Loth Honig oder Zucker, thue beydes in eine [illegible] neue und glaſirte irdene Schüſſel, welche im Feuer [illegible] zerſprengt, halte ſie über das Feuer, und rühre beſtändig bis die Ingredienzien braun recht trocken werden; dann zerreibe man dieſelben um ſie vollends auszutrocknen, und verwandle ſie in zartes Pulver. Dieſes thue man in einen Deſtillirkolben, oder eine Bouteille mit einem langen Halſe, wobey zu beobachten, daß eins oder das andere nur halb davon voll werde, mache ſie oben nur mit Papier zu, lege ſie dann in einen Schmelztiegel, der mit Sand angefüllt wird, und bringe dieſen in einen kleinen Ofen, wo er mit glühenden Kohlen ganz umgeben und bedeckt wird. Wann der Kolben oder die Bouteille eine Viertelſtunde lang roth geblieben, und keine Dünſte mehr herauskommen, ſo werden ſie vom Feuer gerückt, mit einem leinernen Lappen wohl zugebunden, und in dieſer Entfernung gelaſſen, bis ſie kalt geworden. Oeffnet man in der Folge den Kolben oder die Bouteille, und läßt etwas weniges von dieſem Pulver auf Papier oder einen andern recht trockenen Körper fallen, ſo wird dieſe Materien anfangs bläulicht, dann braun, und verwandelt ſich plötzlich in einen brennenden Körper auf dem Papier und jedem andern brennbaren Dinge, worauf ſie gebracht worden. Wenn man einen kleinen Theil davon, ſobald man gewahr wird, daß ſie Feuer fängt, in die Luft hält, ſo wird man zu gleicher Zeit eine

leich-

leichte Flamme, die darüber hinweg fährt, und der Schwefelflamme gleicht, auch eben den Geruch hat, bemerken. Man hat darauf zu ſehen, daß eine ſolche Bouteille oder Kolben immer wohl vermacht und mit einer Blaſe überzogen bleibe, damit die Feuchtigkeit der Luft niemals die Poren dieſer Miſchung verſtopfen, und auf dieſe Art die Luftmaterie, welche ſie belebt, hindern könne, ſich mit jener leicht zu verbinden.

Man kann auch noch mit dieſer Kompoſition etwas Salpeter, oder gepulverte Schwefelblühte vermiſchen, um die Entzündungen zu befördern.

XXXII.

Etwas zu bereiten, das Donner und Bliz hervorbringe.

Man gieße in eine tiefe noch nicht gebrauchte glaſirte irdene Schüſſel 4 Loth Regenwaſſer, und ſetze ſie über ein gelindes Kohlenfeuer, um das Waſſer ein wenig zu wärmen. Zugleich mit dem Waſſer thut man 6 Loth ſtarken Vitriolgeiſt hinein, und wenn dieſe Miſchung ein wenig warm geworden, ſo ſtellt man neben die Schüſſel ein angezündetes Wachslicht, ſo daß dieſes ein wenig über dieſſelbe hervorſtehe um die Ausdünſtung der Miſchung hervorzulocken und an ſich zu ziehen. Hierauf läßt man nach und nach mit den Fingern 2 ſtarke Loth Eiſenfeilſtaub hineinfallen, und man wird auf eine angenehme Art überraſcht werden.

Für den Bliz.

Man thue in ein flaches Töpfchen von weißem Glaſe ein Loth Spiritus Nitri fum, oder zwey Loth citronfarbiges ſehr gutes Scheidwaſſer, und gieße nach und nach einige Tropfen Gewürznelkenöl darauf. Dieſes Töpfchen muß aber hinter etwas verborgen werden, damit nichts weiter davon geſchehen werde, als das Zu-

rückſtrahlen des Lichts, welches beede Ingredienzien bewirken.

Für den Donner.

Man gieße ein Loth wohl concentrirten Vitriolgeiſt in eine Bouteille von ſtarkem Glas, welche etwa 8 Loth faſſen könnte, und auf dieſen ein halb Loth Eiſenfeilſtaub. Man laſſe ſie eine Zeit lang wohl zugemacht ſtehen, nehme den Stöpſel weg, rüttle ſie, und verbinde ſie mit einem leinernen Tuche, um nicht zu verrauchen; ſtreue alsdann Sand auf einen Teller, und ſtelle dieſe Bouteille ein wenig darauf, ſo wird man, wenn ein Licht an die Mündung derſelben gehalten wird, ein Getöſe von beſonderer Art hören können.

XXXIII.

Knallendes Goldpulver, nebſt einen andern Gemeinern.

Man thut in einen kleinen Deſtillirkolben im ſogenannten Marienbad einen Theil feine Goldfeile und drey Theile Königswaſſer. Iſt die Goldfeile gänzlich aufgelöſet, ſo wird dieß alles in ein Glas geſchüttet, dann 5 oder 6mal ſo viel gemeines Waſſer dazu gegoſſen. Hierauf läßt man Spiritus Salis amoniaci oder Oleum tartari tropfenweiſe in dieſe Auflöſung fallen, bis das Gold ſich völlig auf den Grund des Glaſes niedergelaſſen hat; dann gießt man vermittelſt einer kleinen Neigung des Glaſes, alles Waſſer, welches ſich darüber befindet, aus, wäſcht zu wiederholtenmalen den Goldſtaub in laulichtem Waſſer, und läßt ihn auf einem Steine, welcher alle Feuchtigkeit anzieht, bey einer ſehr gelinden Wärme trocknen. Man legt davon in der Größe eines Gerſten- oder Waitzenkörchens in einen kupfernen Löffel, und läßt dieſen an der Flamme eines Wachslichts warm werden, ſogleich wird dann warm gewordenen Pulver einen Knall bewirken, welcher

cher dem eines ſtark geladenen Piſtols ähnlich iſt. Es geſchieht auch öfters, daß dieſe Art Pulver, indem ſie niederwärts fährt, den Löffel durchlöchert.

Ein anderes Knallpulver.

Man nimmt zu 3 Theilen Salpeter 2 Theile Weinſteinſalz (eines wie das andere recht trocken und weiß) und ein Theil Schwefel, wovon jedes einzeln zart zerſtoſſen, und dann alles untereinander gemengt wird. Will man ſich deſſelben zu einem Verſuche bedienen, ſo thut man davon ungefähr 2 Quint in einen eiſernen Löffel, der über ein Kohlfeuer gehalten wird. Eine ſtarke Minute hernach wird es einen Knall verurſachen wie ein Flintenſchuß, indem es niederwärts fährt.

XXXIV.

Mittel, um auf eine leichte Art Fiſche zu fangen.

In ein Gefäß von weißem Glaſe wird gethan: Ziebeth und flüſſiges Biebergall von jedem 4 Gran. Aalfett 4 Loth. Ungeſalzene friſche Butter 8 Loth. Man vermache das Gefäß, ſtelle es 9 oder 10 Tage an die Sonne, oder an eine gemäßigte Wärme, und rühre die Kompoſition mit einem kleinen Spane, damit alles untereinander komme.

Gebrauch.

1. Wenn man ſich der Angel bedienet.

So befeuchtet man mit dieſer Kompoſition die kleinen Tierchen oder Inſekten, welche man an die Angel hängen will, und verwahrt ſie dann in einer Blaſe, die man zu ſich in die Taſche ſteckt.

2. Wenn man ſich des Garns bedienet.

Man verfertiget Kügelchen aus der Grumme des neu-

neugebackenen Brods, und tauchet ſie in die Kompoſition, befeſtiget ſie dann mit Zwirn an verſchiedenen Orten inwendig im Garn, und wirft dieſes ins Waſſer aus.

8. Wenn man die Fiſche blos mit der Hand fangen will.

So beſtreicht man die Beine oder Stiefel damit, und geht ſo ins Waſſer an einem Ort, wo man ſie anzutreffen glaubt. Die Fiſche werden ſich bald in gröſſer Anzahl einfinden.

XXXV.

Zubereitung ſympathetiſcher Dinte.

Erſte Art.

Man thue in eine kleine Bouteille 1 Loth Goldglätt, mit 2 Loth oder drüber deſtillirten Weineſſig, vermacht dieſelbe wohl, läßt ſie 24 Stunden ſtehen, und ſeihet ſie durch Löſchpapier in eine andere Flaſche.

Man ſchreibe damit nach Belieben auf weiſſes Papier, laſſe es aber ja nicht am Feuer trocknen, ſondern halte es über den ſchweflichten Dampf einer Auflöſung von Operment, wie unten zu ſehen iſt.

Sogenannte belebende Dinte. (Encre vivifiante.)

Man thue in eine Bouteille 2 Loth pulveriſirtes Operment, mit 2 ein halb Loth ungelöſchtem Kalk, und einer ſtarken halb Maaß Waſſer, ſo daß letztere etwas mehr als die Hälfte der Bouteille betrage. Man bringt ſie alsdann in ein Marienbad, um dieſe Ingredienzien zu ſieden, nimmt ſie aber von Zeit zu Zeit heraus, um ſie zu rütteln, giebt aber Acht, daß ſie ſogleich wieder hinein gebracht werde. Sieht man, daß ſie im Begriff ſind zu ſieden, ſo rückt man die Flaſche vom Feuer, und läßt

läßt ſie unberührt bis auf den folgenden Tag ſtehen, nachdem man ſie eben nicht ſo genau wie bey andern Dingen nöthig iſt, mit Papier vermacht hat. (Man muß ſie aber in einen Ort bringen, wo ſie Niemanden Unannehmlichkeiten verurſachen kann, denn ſo lange das darin Enthaltene noch warm iſt, ſo giebt die Ausdünſtung davon einen unerträglichen Geruch von ſich.) Dann wird die Bouteille ganz gemach ſeitwärts gelenkt, und die Kompoſition durch einen Trichter in eine andere gegoſſen.

Man habe Acht, daß dieſe beeden Kompoſitionen nicht nahe beyſammen ſtehen kommen, weil die leztern vermöge ihres ſchweflichten Geruchs die erſtere verdirbt und unbrauchbar macht.

Man ſchreibe, was man will mit der erſtern Dinte auf das erſte weiße Blatt vor dem Titel eines Buches, welches einen ſtarken Zoll dick iſt, und auf das vorletzte am andern Ende des Buchs, und lege dem Geſchriebenen gegen über auf die entgegengeſetzte Seite etwas Baumwolle, welche in die Dinte von Operment gemacht, eingetaucht worden. Dieſe befeuchtete Baumwolle laſſe man an ihrem Orte, wo ſie angebracht iſt, liegen, mache das Buch recht zu, um das Ausdünſten zu hindern, und wenn man 5 oder 6mal ſtark mit der Hand auf das Buch recht geſchlagen hat, ſo wickle man es in eine Preſſe, oder ſetze ſich 6 bis 7 Minuten lang darauf, und öffne es dann, ſo wird man finden, daß die **belebende Dinte** durch alle Blätter des Buchs gedrungen iſt, und die Schriftzüge, die man nicht ſehen konnte, ſichtbar gemacht hat.

Man kann dieſen Verſuch auch mit einer Mauer, die einen Fuß im Durchſchnitt hat, machen; beede entgegenſtehende Seiten aber müſſen mit Brettern bedeckt werden, das Ausdünſten zu verhindern, und die Operation zu erleichtern.

Als etwas beſonders bey dieſer ſympathetiſchen Dinte,

te, iſt Folgendes anzumerken, daß, nachdem man damit die unſichtbare Schrift ſichtbar gemacht hat, man ſie wieder verſchwinden laſſen, und zum zweytenmal ſichtbar machen kann.

Will man ſie verſchwinden laſſen, ſo fährt man mit Scheidwaſſer darüber, und ſobald es trocken iſt, mit etwas Dinte von Operment Sie wird ſogleich wieder ſichtbar werden, und nicht mehr verſchwinden.

XXXVI.

Grüne ſympathetiſche Dinte, und deren Eigenſchaften, welche ſehr viele Unterhaltungen gewähret.

Zweyte Art.

Man nehme von ſehr zart zerſtoſſenem Wismuth ein Loth, und 4 Loth Scheidwaſſer, welches darauf gegoſſen wird, und laſſe erſtern innerhalb 24 Stunden bey einer mäſſigen Wärme ſich darin auflöſen. Iſt dieſes geſchehen, ſo löſet man 3 Loth gemeines Salz in etwas Regenwaſſer auf, filtrirt daſſelbe, thut es zum obigen, und läßt es miteinander ausdünſten. Man erhält auf dieſe Art eine Maſſe, welche wenn ſie röthlicht wird, pulveriſirt werden muß, nimmt dann einen Theil davon, verwahrt das übrige, gießt auf das Genommene etwas Regenwaſſer, und ſchreibt mit einer neuen Feder, was man will.

Auf eine andere Art eben dieſe Dinte zu bereiten.

Man nehme nach Belieben gepulverten Schwefel, und löſe denſelben 24 Stunden in ſo viel Königswaſſer auf, als dazu erforderlich ſeyn wird, gieße dann blos das Klare der Auflöſung, indem das Gefäß, worin ſie befindlich iſt, allgemach niederwärts gelaſſen wird, ab, thue

ſchne ſo viel, oder auch etwas mehr Brunnenwaſſer hin-zu, und verwahre dieſe Dinte in einer wohl zugemachten Bouteille.

Alles, was man damit ſchreibt, wird unſichtbar ſeyn, und nur dann lesbar werden, wenn das Papier an eine gemäßigte Wärme, oder an die Sonne gehalten wird, und die Buchſtaben erhalten dann eine grüne Farbe. Das Beſondere dieſer Dinte iſt, daß, ſobald das Papier von der gewöhnlichen Feuchtigkeit der Luft durchdrungen worden, die vorher ſichtbar gemachten Buchſtaben wiederum verſchwinden; welches ſehr oft nacheinander wiederholt werden kann, wenn nur das Papier nicht allzu warm gemacht wird. In dem Fall aber, wenn durch eine allzugroße Wärme des Papiers die Schrift eine dunkelgelbe Farbe angenommen hat, verſchwinden ſie nicht mehr.

Ein Gemälde, welches den Winter vorſtellt, vermittelſt dieſer Dinte ſo zu verwandeln, daß es den Frühling vorſtelle.

Man verſehe ſich mit einem Kupferſtich, welcher den Winter vorſtellt, und beſtreiche mit der bisher beſchriebenen grünen Dinte die ſchicklichen Stellen darin, als Blätter, Terraſſen ꝛc und gebe Acht, bey den weiter entfernten Bäumen die Dinte ſchwächer, als bey näher liegenden Gegenſtänden anzubringen. Man laſſe dieſen Kupferſtich ganz trocknen, und illuminire dann die übrigen Gegenſtände mit allen Farben, welche ſie erfodern. Iſt dieß alles genau verrichtet, ſo bringe man den Kupferſtich in Glas und Rahme, und bedecke die Hinterſeite mit Papier.

Wenn man dieſes Gemälde an ein gelindes Feuer, oder an die Sonne hält, ſo werden alle Blätter, Raſenplätze und Terraſſen, welche mit dieſer ſympathetiſchen Dinte belegt worden, eine ſehr ſchöne grüne Farbe erhalten, und das nemliche Grün wird von verſchiede-

ner

ner Art ſeyn, beſonders, wenn man gewiſſe Stellen nach Künſtler Art mit einer gelblichten Farbe wird illuminirt haben.

Auf dieſe Weiſe wird das Gemählde ſtatt des Winters mit einemmal den Frühling darſtellen, ſobald es aber kalt geworden, ſo bekömmt man die erſte Vorſtellung wieder, welches alsdann zu öfterer beliebiger Wiederholung des Verſuchs Anlaß geben wird.

Dieſe ſympathetiſche Dinte kann auch zu mehrern andern Unterhaltungen und Zeitvertreiben, welche die Imagination an die Hand giebt, angewendet werden.

Sympathetiſche Dinte von verſchiedenen Farben, welche mehrerley artige Unterhaltungen gewähret. Unter andern gehört dahin das ſogenannte magiſche Bouquet, und eine Schrift, welche in die entgegengeſetzteſten Farben verändert werden kann.

1. Gelbe ſympathetiſche Dinte.

Man nehme die Blätter der ſogenannten Ringelblume, die man auch Warzenkraut nennet, laſſe ſie wenigſtens 7 oder 8 Tage in gutem deſtillirtem weiſſem Weineſſig liegen, preſſe alsdann ein klares Waſſer heraus, und verwahre dieſes in einer wohl zugemachten Bouteille. Will man bey dem Gebrauche, den man davon macht, die Farbe bläſſer haben, ſo kann man mehr oder weniger Waſſer hinzugieſſen.

2. Rothe ſympathetiſche Dinte.

Hiezu nimmt man Vitriolgeiſt oder Spiritus Nitri, und 8 oder 10mal ſo viel Waſſer, je nachdem ſie ſtärker oder bläſſer in der Farbe werden ſoll.

3. Violette ſympathetiſche Dinte.

Man drücke aus einer Zitrone den Saft, und verwah-

wahre ihn ſo lange, als er ſich gut hält, in einer wohl zugemachten Bouteille.

4. Grüne ſympathetiſche Dinte.

Man löſe in einem hinlänglichen Maas Flußwaſſer recht weiſſes und trockenes Weinſteinſalz auf.

Alles, was nun auf Papier oder jedem andern weißen Körper, als Seiden, Baumwollen Zeug, ꝛc. geſchrieben worden, wann man dieſe nämlich in folgende Kompoſition taucht, wird diejenige Farbe bekommen, welche die Dinte hat, mit welcher es geſchrieben wurde.

Kompoſition.

Man nehme eine hinlängliche Anzahl Feldveilchen, oder Dreyfaltigkeitsblümlein, (viola tricolor) oder Gänſeblümleinwurzel, (Maslièbe, lat. Bellis) und und zerſtoſſe ſie in einem Mörſer, während man von Zeit zu Zeit Waſſer darauf gießt. Dann ſchlage man die Maſſe in ein leinernes Tuch, und preſſe den Saft heraus, welcher in einer wohl zugemachten Bouteille zum Gebrauch aufbewahrt wird. Kann dieſer Saft in Abſicht auf die Jahrszeit nicht zubereitet werden, ſo kann man ſich auch eines Waſſers bedienen, worein Sonnenblumen gelegt worden.

Das ſogenannte magiſche Bouquet.

Man laſſe von einer Perſon, welche künſtliche Blumen verfertiget, eine gewiſſe Anzahl Blätter aus weißem Pergament, und kleine Blumen, als Roſen, Nelken, ſpaniſche Narciſſen, u. ſ. w. überhaupt was man wird ſchicklich finden, aus weißer Leinwand oder Baumwollenzeug machen. Iſt man damit verſehen, ſo taucht man die Roſen in die rothe ſympathetiſche Dinte; die ſpaniſchen Narciſſen in die gelbe; die Nelken in die violette, und die Pergamenten Blätter in die grüne und laſſe ſie ſämmtlich trocken werden. Hierauf mache

man

man aus dem vorhandenen Vorrath der eingetauchten Blumen mehrere kleine Bouquets, welche immer noch weiß ausſehen, und auf eben beſchriebene Art zubereitet, zur Unterhaltung dienen werden, man mag ſie am nämlichen Tage, oder lange hernach erſt vornehmen, wenn man nur Sorge trägt, daß ſie in einer Schachtel, oder anderm Gefäſſe, das wohl ſchließt, aufbewahrt werden.

Will man eine Perſon angenehm überraſchen, ſo lange man erſt einzelne Bouquets bey den Stielen aus der Schachtel hervor, und laſſe ſie ſelbſt wahrnehmen, daß jedes derſelben weiß iſt, dann tauche man ſie in oben beſchriebene belebende Kompoſition, ſo werden nicht nur die Blumen, ſondern auch die Blätter daran, jedes ſeine eigne Farbe bekommen, welches es vermöge der Dinte, worein es anfänglich getaucht worden, erhalten ſoll.

Eine Schrift von einer Farbe in die andere, und zwar die entgegengeſetzteſte und ſelbſt verlangte zu verwandeln.

Man ſchreibe auf ein Stück Papier mit dem obigen aus Blumen bereiteten Saft, und laſſe einer Perſon die Wahl beſtimmen, in welche von folgenden Farben: gelb, roth, violett, oder grün, dieſe Schrift ſoll verwandelt werden. Vorher aber halte man einen Schwamm bereit, der ein wenig in die beſchriebenen ſympathetiſchen Dinten getaucht worden, und bemerke an demſelben diejenigen Stellen, woran ſie einzeln befindlich ſind. Je nachdem nun eine von dieſen Farben gewählt worden, ſo fahre man ganz leicht und nur einmal mit jener Stelle des Schwammes, die eben dieſe Dinte enthält, über die Schrift, und augenblicklich wird ſie die verlangte Farbe erhalten. Iſt man mit dem Verſuche fertig, ſo tauche man den Schwamm ins Waſſer, und waſche ihn öfters darin aus, damit

die Dinten, welche damit aufgefaßt worden, nicht hinein dringen, und ihn zu künftigen Verſuchen unbrauchbar machen können.

XXXVIII.

Zwey verſchiedene ſympathetiſche Dinten.

I.

Man nehme 4 Loth gutes Scheidewaſſer, ein halb Loth Galläpfel von den kleinſten und ſchwärzeſten, welche in kleine Stücke zerbrochen werden müſſen, und 1 Loth Vitriol. Dieſes zuſammen laſſe man in einer Bouteille aus weißem Glas eine zeitlang im Marienbad kochen, löſe dann in ein wenig Regenwaſſer einer kleinen Nuß groß Sal ammoniaci, und eben ſo viel arabiſchen Gummi auf, gieße dieſes zur erſtern Kompoſition.

Man ſchreibe damit nach Belieben auf weißes Papier, und in einer Zeit von 40 Tagen wird die Schrift verſchwinden, und nicht mehr zum Vorſchein kommen.

II.

Man ſchäle einen recht friſchen ſüſſen Apfel, zerſchneide ihn in kleine Stücke in einem reinen gläſernen Mörſer, mit einer Handvoll leuchtenden Holzes, und gieße von Zeit zu Zeit ganz langſam das Gelbe vom Ey hinzu, welches vorher durch Rühren flüſſig gemacht worden iſt. Dann ſchlägt man die Maſſe in ein leinernes Tuch, drückt es mit den Händen ſtark aus, und wenn der Saft davon zu dichte ſeyn ſollte, ſo wird er abermals in ein anderes, aber enger gewebtes Tuch gethan, und darin ausgedrückt. Je älter er ſeyn wird, deſto beſſere Dienſte wird er leiſten.

Man ſchreibe damit auf weißes Papier, was man will, mit einer neuen Feder, ſo wird die Schrift nur in der ſtärkſten Finſterniß lesbar ſeyn.

XXXIX.

Dinte von verſchiedenen Farben.

1. Karmeſinrothe Dinte.

Man läßt in einem neuen irdenen und glaſirten Gefäß Fernambuckholz mit einer halben Maas Waſſer allgemach ſo lange ſieden, bis man bemerkt, daß die Spate, womit man aufgerührt hat, etwas gelblicht wird. Dann rückt man das Gefäß vom Feuer, wirft ſogleich 2 Quint kalcinirten und zart gepulverten Alaun hinein, rührt alles zuſammen mit einer Spate um, läßt es kalt werden, und preßt es in einem Tuche aus, um es in eine Bouteille zu gießen, in welche 2 Quint zerſtoſſenes arabiſches Gummi gethan worden. Wenn das Gummi ganz aufgelöſet worden, ſo iſt die Dinte zum Gebrauche fertig.

2. Feuerfarbne Dinte.

Man ziehe in einem Gefäß von weißem Glaſe an der Sonne eine gute Handvoll Blumen von St. Johanniskraut (Hypericum) nachdem ſie hinlänglich geſäubert worden, mit einem Quart Weingeiſt aus, und wenn man findet, daß die Farbe ſo hoch geworden, als man ſie wünſcht, ſo wird ſie in eine andere Flaſche durch den Trichter abgegoſſen, und wie Nro. 1. arabiſches Gummi hinzugethan.

3. Himmelblaue Dinte.

Man nehme in eben dem Maaße wie Nro. 2. blaue Kornblumen, und verfahre damit auf die nämliche Art.

4. Meergrüne Dinte.

Man löſe in einer Flaſche von weißem Glaß an der Sonne, oder bey einer gemäßigten Wärme, vier Loth zerſtoſſenes Grünſpan in einem Quart Weineſſig auf, und gieſſe nach 14 Tagen blos das Flüßige, ganz ſachte, damit der Bodenſatz zurückbleibe, in eine andere

Fla-

Flaſche, welche alsdann an den nemlichen Ort geſtellt wird, wie die erſtere. Man muß dieſes Abgießen ſo lange fortſetzen, bis man keinen Bodenſatz mehr wahrnimmt, und zulezt nach obigen Vorſchriften arabiſches Gummi hinzuthun.

XL.

Ein Ey bis an die Wolken ſteigen zu laſſen.

Man bohre ein Loch in eines der beeden Ende eines Eyes, und leere es vermittelſt dieſer Oeffnung aus. Wenn es trocken ſeyn wird, ſo fülle man es mit Thau, vermache es aufs ſorgfältigſte mit weiſſem Wachs, und lege es an einen Ort, auf welchen die Sonne ſenkrecht herunterfällt, zwiſchen 11 und 1 Uhr Mittags, an einem Tage, woran die Luft ſtille iſt. Man wird bald ſehen, wie ſich das Ey hin und her bewegt, anfänglich kleine Sprünge macht, und dann nach und nach ſich erhebt, bis man es mit dem Auge nicht mehr erreichen kann. Das ganze Geheimniß dieſer Sache, die an ſich betrachtet, nicht viel bedeuten würde, beruhet darauf, daß die Sonne, während ſie in die Poren des Eyes eindringt, den Thau an ſich zieht. Man kann ſich mit einem ſolchen Ey noch verſchiedene andere Beluſtigungen geben, welche von längerer Dauer ſind.

XLI.

Ein Ey zum Gehen zu bringen, wohin man will, ohne von Jemand berührt zu werden.

Man macht ein kleines Loch in ein Ey, um es auszuleeren, und thut, wenn es trocken iſt, eine Grille hinein, ſtopft dann das Loch mit Wachs zu, und ſticht mit einer Stecknadel anderwo hinein, damit das Inſekt Luft bekomme. Hält man nun, während man ſelbſt vor-

vorwärts geht, ihm ein Licht vor, ſo wird es überall nachfolgen. Um die Sache noch unterhaltender zu machen, darf man ein ſolches Ey nur mit feinem Eiſendrat füllen, das Loch mit weißem Wachs zukleiben, und ihm eine oder die andere Seite eines Magnets vorhalten. Wendet man ſich damit gegen Norden hin, ſo wird es ganz genau der Perſon folgen, welche den Magnet vorhält; gegen Süden aber, überall hinfliehen, wohin es verfolgt wird. Um die Zuſchauer deſto leichter zu täuſchen, muß der Magnet in der Hand verborgen werden.

XLII.

Ein Hühnerey in eine Bouteille zu bringen.

Man laſſe ein Hühnerey 24 Stunden in ſtarkem Weineſſig liegen; wenn die Schale völlig weich geworden, ſo laſſe man es in eine Bouteille, welche zur Hälfte mit friſchem Waſſer gefüllt worden, hinein ſchlüpfen: lezteres wird ihm ſeine natürliche Härte wieder geben, welche es vor dieſem Verſuche hatte, und man wird es nicht mehr ohne Beſchädigung herausbringen können. Nur muß die Bouteille eine ziemlich weiten Oeffnung haben.

XLIII.

Eine erhabene Schrift auf Marmor.

Man nehme eine neue, grob geſchnittene Feder, und ſchreibe damit, während ſie in geſchmolzenes Wachs getaucht wird, nach Belieben auf Marmor. Hierauf mache man um die Schrift herum eine Einfaſſung von Wachs, die aber um vieles über die Buchſtaben hervorſtehen muß, und gieße dann innerhalb dieſer Einfaſſung gutes Scheidwaſſer, oder Spiritus Nitri, ſo viel als nöthig ſeyn wird, um bis oben an die Einfaſſung zu reichen,

chen, und ihren ganzen Umkreis anzufüllen. Man wird finden, daß das Scheidewaſſer den ganzen Marmor, ſo weit er von Wachs frey gelaſſen worden, in gleicher Linie abgefreſſen hat, und daß die Schrift in wenigen Minuten ſehr ſchön erhaben zum Vorſchein kommen wird.

XLIV.

Eine Zauberkerze zu machen.

Man nehme die Galle von einem Wolf, die Milch eines Aals, die Leber eines Hechts, ſechs Krebsaugen, 1 Quint Bocksblut, eben ſo viel Kampfer, und ein halb Loth Spicköl; man zerſtoſſe alles zuſammen, rühre es wohl untereinander, bis es ganz vermiſcht ſeyn wird, und verwahre es zum Gebrauch in einer wohl vermachten Bouteille.

Zubereitung der Maſſe, woraus die Kerze gemacht wird.

Man nehme das Nierenfett, von welchem vierfüſſigen Thiere mit geſpaltenen Klauen man will, laſſe es im Marienbad ſchmelzen, ſeihe es alsdann, damit es lauter und rein ſey, durch ein leinenes Tuch, und wann es kalt geworden, ſo verwahre man es zugedeckt zum Gebrauch.

Vorſchrift zur Verfertigung der Kerze.

Man nehme einen neuen baumwollenen Tocht, und lege ihn 24 Stunden in Kampfergeiſt. Wenn er beynahe trocken iſt, ſo tauche man ihn in die zuerſt beſchriebene Kompoſition, breite dann neues weißes Wachs ſehr dünne aus, wickle dieſen zubereiten Tocht darein ein, und forme mit dem Nierenfett eine Kerze von beliebiger Größe, welche ein ganzes Mondsviertel hindurch an der Luft hängen muß.

Wann

Wann dieſe Kerze in einem gut verſchloſſenen Zimmer, ohne irgend ein anderes Licht oder Helle angezündet wird; ſo werden alle anweſenden Perſonen ſich ohne Ausnahme in der Geſtalt eines Thiers erblicken, von welchem das Nierenfett genommen worden. Wenn der Verſuch gemacht wo den iſt, ſo muß es ausgelöſcht, und das Zimmer gelüftet werden.

XLV.

Ein Zauber-Oel.

Wenn die Blüthe an den Weinſtöcken abgefallen iſt, ſo nimmt man eine der geſchmeidigſten Trauben, läßt dieſe in eine Bouteille mit einem ſehr kurzen Halſe, welche mit Olivenöl gefüllt worden, hinein, vermacht dann die Mündung derſelben mit weißem Wachs, und wenn die Traube reif geworden, ſo ſchneidet man ihr den Stiel ab, läßt ſie in die Bouteille hinabfallen, und vermacht letztern aufs neue ſorgfältig.

Man thut einen neuen baumwollenen Tocht in ein neues blechernes Lämchen, gießt von dieſem Oel dazu, und zündet ihn an. Das Zimmer, worin dies geſchieht, muß überall wohl verſchloſſen ſeyn, und bald wird man einen entſtehenden Weinberg mit natürlichem Rebenholz, Blättern und Trauben, wie derjenige iſt, woher die Traube in der Bouteille genommen worden, wahrnehmen. Iſt der Verſuch vorbey, ſo zündet man ein anders Licht an, und lüftet das Zimmer.

XLVI.

Beſondere Art von Entzündung, bey welcher ein Knall, Brauſen und Dampf vor der Flamme vorhergeht.

Man verſehe ſich mit ſehr gutem citronenfärbigem Scheidewaſſer, Gewürznelkenöl, Oleum Gayaci und Spiritus Nitri.

Gießt

Gießt man in ein Glas 4 Loth Gewürznelkenöl, und dan ganz ſachte darauf 3 Loth Scheidewaſſer, ſo wird dieß ein gewaltiges Brauſen hervorbringen, welches beynahe immer mit einer Flamme verbunden iſt. In Ermanglung des Scheidewaſſers thut ächter Spiritus Nitri eben denſelben Dienſt.

Gießt man 2 Loth Ol. Gayaci in ein Glas, und darauf allgemach 3 Loth ächter Spiritus Nitri, oder Scheidewaſſer, ſo wird man nach einem ſtarken Aufbrauſen, mit Knall und dichtem Dampfe verbunden, einen Fuß hoch über dem Glaſe eine leichte ſchwammichte und leuchtende Maſſe gewahr werden, welche ſich gemeiniglich entzündet.

Thut man in ein Glas 1 Loth Nitri fum. und eben ſo viel gut concentrirtes Vitriolöl, und auf beedes eben ſo viel Terpentinöl, ſo wird dieſe Miſchung eine Flamme verurſachen, welche ſich mit einem ſtarken Knall und Rauchwirbel ankündiget.

XLVII.

Die Vergoldung von Metallen, und vom Leder wegzunehmen

Zubereitung zum vergoldeten Leder.

Iſt das Leder beſchmutzt, ſo muß es erſt geſäubert werden; dann läßt man ein wenig Sal ammon. in ſo viel Weineſſig, als das Leder fordert, welches darein getaucht werden ſoll, auflöſen, z. B. zu 1 Maaß Weineſſig 2 Loth Sal ammon. Iſt die Auflöſung geſchehen, ſo taucht man das Leder in einzelnen Stücken darein, oder, wenn man viel hat, auf einmal, und läßt es bey drey Stunden darein liegen; dann wird die ganze Vergoldung ſich davon abgelöſet haben, und in dem Gefäß zu Boden gefallen ſeyn. Will man alsdann das Gold haben, ſo gieße man den Weineſſig langſam in ein

ein anders Gefäß, und wiſche den Boden mit einem nicht allzu dünnen leinenen Tuche aus, ſo wird ſich alles Gold rein und ſauber darein finden.

2. Zu vergoldeten Metallen.

Man nehme lebendigen Schwefel und Sal ammoniacum, beedes als Pulver zerſtoſſen, und von jedem in gleichem Maaſe. Wenn dieſes wohl untereinander gemengt worden, ſo mache man das vergoldete Stück über einem Kohlenfeuer heiß, ſo lange bis es ſchwarz geworden, halte es mit einer Zange in einer Hand, und ſtreue mit der andern von dieſem Pulver darauf, ſo wird es ſich entzünden. Sobald es erloſchen iſt, werfe man das Stück in ein reines kaltes Waſſer, welches ganz darüber hergehen muß, und alles Gold wird ſich davon ablöſen und zu Boden fallen. Um dieſes zu bekommen, verfährt man wie oben angezeigt worden.

XLVIII.

Auflöſung des Holzes, um Figuren daraus zu formen.

Jede Holzart taugt zu dieſer Verrichtung, ausgenommen Tannenholz, und anderes dieſer Gattung, nemlich ſolches, welches lange und zehe Spähne giebt, und langſam fadenartig kann abgelöſet werden. Alſo je kürzer, härter und trockner es von Natur iſt, deſto beſſer wird man damit zurecht kommen.

Man reibt dasjenige, deſſen man ſich bedienen will, zu einem zarten Pulver, und ſo viel davon als nöthig ſeyn wird, das Model zu füllen, worin die Figur geformt ſeyn ſoll, eher zu viel als zu wenig, um alle Verlegenheit zu vermeiden. Dieſes Pulver wird in ein reines irdenes und glaſirtes Gefäß gethan, und mit Thau zu einem flüſſigen Teig abgerührt, dann zugedeckt und 3 Täge unberührt gelaſſen, um in gehörige Gährung zu

kom-

kommen. Man rührt ihn hierauf recht ſtark mit einer hölzernen Spate, und gießt während des Rührens etwas Leinöl hinzu, theils das mehrere Aufquillen des Holzes zu befördern, theils die Flüſſigkeit der Maſſe, wiewohl in geringerm Grade, als bisher, und die natürliche Farbe des Holzes zu unterhalten. Am folgenden Tag wiederholt man das nemliche, aber mit Weingeiſt, welcher alle Fäulniß und was ſonſt dem Holz ſchaden kann, hindert. Abermals am folgenden Tag wird eine Lauge aus Fließendem oder Regenwaſſer, und die Aſche des nemlichen Holzes, oder in Ermanglung deſſelben, aus Rebenholz gemacht. In dieſe Lauge thut man, um ihre Schärfe zu mildern, ein wenig ſehr alten und trocknen ſpaniſche Seife, und ſobald man mit den Fingern fühlt, daß ſie gelinde genug iſt, ſo wird ſie über die Holzmaſſe gegoſſen. Letztere muß mit einem Tuche bedeckt ſeyn, und das Gefäß, worin ſie befindlich iſt, am Boden durchgebohrt, und mit einem hölzernen Blöckchen mit alten Lappen oder Werg umwunden, vermacht werden. Dieſes Plöckchen wird herausgezogen, wenn man ſiehet, daß die Lauge ihre Wirkung gethan, und die Maſſe überall durchgedrungen hat; man fängt demnach von unten alles Flüſſige auf, ohne jedoch die Maſſe zu ſehr auszutrocknen, und ſteckt das Blöckchen wieder hinein. Iſt der Teig ein wenig kalt geworden, ſo gießt man ein Glas von gewöhnlicher Größe mit Knoblauchſaft darauf, rühre denſelben ſo lange damit ab, bis beedes hinlänglich ſich vermengt hat. Am nemlichen Tage lößt man in einem neuen irdenen Gefäß, welches die rechte Größe hat, um alles bequem zu faßen, ein Pfund recht klaren engliſchen Leim auf; wenn dieſer ſeine gehörige Flüſſigkeit bekommen, ſo thut man nach und nach mit der einen Hand, während mit der andern beſtändig gerührt wird, damit alles wohl untereinander komme, die Maſſe hinein, und gießt dann dieſe Kompoſition in eine Form, nachdem ſie 2 oder 3 mal mit Nußöl beſchmiert worden. Iſt die Form ge-

füllt, ſo wird ſie auf eine runde Strohplatte geſtellt an einen Ort, wo keine Wärme hinkommen kann, und ſobald man gewahr wird, daß die Figur ſo viel Solidität erlangt hat, um ſo, wie ſie iſt, ſtehen zu können, ſo wird ſie aus der Form genommen, und an den vorigen Platz geſtellt. Man nimmt ſodann einen Pinſel, und beſtreicht ſie überall mit Weingeiſt, nach einigen Stunden mit Leinöl, und wenn ſie völlig trocken iſt, mit deſtillirtem Weineſſig. Zuletzt wird ſie mit einem recht weichen wollenen Lappen überall wohl abgerieben.

XLIX.

Einen feſten Körper blos aus zweyerley flüſſigen Dingen zu machen.

Man löſe in gemeinem Waſſer 2 Loth Meerſalz auf, und thue 6 Loth ungelöſchten Kalk hinzu, laſſe alles zuſammen eine zeitlang ſieden, und habe eine ſtarke Auflöſung von Weinſteinſalz bey der Hand.

Wenn man in einem gläſernen Gefäß die erſtere Auflöſung mit einem gleichen Theil der letztern vermiſcht, und beedes miteinander ſtark zerklopft, ſo werden ſie eine weißlichte Maſſe bilden, welche allmählig ſich verdicket, ſo daß man eine Kugel daraus verfertigen kann, welche hinlänglich feſt iſt, um über einen Tiſch hin und her gerollt zu werden. Wird die Maſſe in eine Form gelegt, ſo können auch Figuren daraus gebildet werden.

L.

L.

Eine Flaſche, die ſo eingerichtet iſt, daß das darin enthaltene Waſſer, bey ihrer Oefnung unten durchſchlägt, hingegen wenn ſie vermacht wird, augenblicklich ſtille ſteht.

Man laſſe aus weißem Blech ein Gefäß von 5 bis 6 Zoll in der Höhe verfertigen, woran die Oeffnung des Halſes nur 3 Linien betrage, nebſt einem Trichter im Verhältniß zur Oeffnung. Der Boden muß eine Menge Löcher bekommen, woran jedes die Größe hat, um eine Nähnadel hindurch zu bringen.

Wird dieſes Gefäß mit geöffnetem Halſe ins Waſſer getaucht, und damit angefüllt, ſeine Oefnung alsdann vermacht, und aus dem Waſſer herausgenommen, ſo wird letzteres nirgends herausbringen; wird es aber geöffnet, ſo dringt das Waſſer durch die kleinen Löcher heraus. Wären dieſe kleinen Löcher um 2 Linien im Durchſchnitt zu groß, oder in allzu großer Menge angebracht, ſo würde das Waſſer, obgleich die Flaſche zugemacht worden, herausdringen; dann die Luft, welche von allen Seiten auf die Flaſche drückt, würde dieß Herausdringen des Waſſers veranlaſſen.

Man kann einen etwas ähnlichen Verſuch mit einem Glaſe machen, welches man mit Waſſer füllt, und mit einem Stück Papier bedeckt. Man kehrt dann mit der einen Hand das Glas um, und hält mit der andern das Papier; ſo bald dieſes hinweggenommen worden, bleibt das Waſſer ebenfalls im Glaſe.

„und unterdeſſen gehen ſie durch, und laufen fort, „der eine dahin, der andere dorthin". Unterdeſſen legt man einen von den Knechten oben auf das Spiel, den andern in die Mitte, und den dritten unter daſſelbe. „Wie nun die Wirthinn wieder „zurücke kömmt, und ſie nicht findet; ſo will ſie „ihnen nachlaufen". Man legt zugleich die Dame von Treffe oben auf das Spiel, läßt abheben, und findet ſie wieder mit den drey Knechten beyſammen.

Die Karten aus dem Gewichte und ihrer Schwere zu erkennen.

Leget in ein Spiel von vierzig Karten zwo lange Karten: ſo, daß die erſte ohngefähr die 15te, und die zweyte die 26ſte ſey. Stellet euch, als ob ihr dieß Spiel miſchen wolltet, hebet bey der erſten langen Karte ab, leget den abgehobenen Theil auf eure Hand, und ſaget: **Es müſſen hier fünfzehn Karten ſeyn**; hebet das zweytemal bey der zweyten langen Karte ab, und ſaget: **Hier ſind eilf Karten**; wäget den übrigen Theil, und ſaget: **Es ſind hier vierzehn Karten.**

Eine Anzahl von Karten zu nennen, die eine Perſon aus dem Spiele gezogen hat.

Man muß alle Karten eines Piquetſpiels auf

ſolche Weiſe legen, daß man ſich der Ordnung, in welche ſie gebracht worden ſind, leicht wieder erinnern könne, und eine Anzahl von Karten eine Perſon nach Belieben herausziehen laſſen. Hierauf ſieht man die Karte, die vor der herausgezogenen liegt, und diejenige, die auf dieſelbe folgt, ohne daß man es gewahr werde, an, läßt dieſe Perſon ihre Karten miſchen, und nennet ihr ſolche eine nach der andern, welches nicht ſchwer ſeyn wird, wenn man die Ordnung auswendig weis, in welcher die Karten liegen. Um dem Gedächtniße aufzuhelfen, kann man ſie, wenn man will, nach der Ordnung folgender Worte legen.

Huit Rois Neuf Dames Dix Sept As.

Man fängt alſo an mit dem Achter von Herz, König von Pique, Knecht von Careau, Neun von Treffe, Dame von Pique &c. und fährt fort, nach der Ordnung der oben ſtehenden Worte und Farben, ſo, daß Coeur, Pique, Careau, und Treffe aufeinander kommen, welches man aber wohl im Gedächtniße behalten muß.

Aus

Aus hundert verſchiedenen Namen, die man auf Karten geſchrieben hat, denjenigen zu errathen, den eine Perſon heimlich gedacht hat.

Zubereitung.

Nehmet zehn Karten, auf dieſe ſchreibet die hundert verſchiedenen Namen, die in der folgenden Tabelle begriffen ſind, worinn ſie alſo geordnet ſind, daß die erſten Buchſtaben der zehn letzten Namen, die unten auf der einen Seite einer jeden Karte ſtehen, das Wort Indromacus ausmachen, und daß ferner ein jeder von den zehn Namen, welche zuerſt auf der umgewandten Seite dieſer zehn Karten ſtehen, einerley iſt mit denen, die auf der andern Seite der erſten Karte geſchrieben ſtehen, und ſo auch mit den andern.

Beluſtigung.

Man erſucht eine Perſon, daß ſie heimlich einen Namen auf der erſten Seite einer von den zehn Karten denken ſoll, welche man ſie ziehen läßt, und die man merket; man wendet hierauf die Karten um, und ſagt ihr, daß ſie auf der andern Seite derſelben den Namen, den ſie gedacht hat, ſuchen, und dieſe Karte wieder zurück geben ſoll; ſo kann man ihr den Namen nennen, der ſich bey

der Zahl der Karte befindet, die man ihr angeboten hat.

Beyſpiel.

Wenn man dieſer Perſon die fünfte Karte gegeben hat, deren letzter Name mit einem großen O anfängt, und ſie auf dieſer Seite einen von den zehn Namen, die darauf geſchrieben ſtehen, erwählet hat: ſo wird derſelbe der fünfte auf der zurückgegebenen Karte ſeyn.

Anmerkung. Man kann dieſe Karten auch ſo zurichten, daß auf der einen Seite Fragen, und auf der andern Antworten ſtehen.

Tabelle und Ordnung der hundert Namen, die auf dieſe zehn Karten geſchrieben werden müſſen.

Erſte Karte.

Erſte Seite.	Umgewandte Seite.
Celadon	Jaſon
Andromede	Narciſſe
Silene	Daphnis
Acis	Rophilene
Eglée	Orphée
Sirink	Mirtil
Tireis	Adonis
Polypheme	Coridon

Prothée

Prothée	Vertumne
Jaſon	Melicerte

Zweyte Karte.

Pomone	Andromede
Omphale	Pomone
Arianne	Deucalion
Liſis	Licas
Flore	Latone
Danaé	Icare
Alcandre	Ganimede
Tireſias	Leandre
Iſſé	Hipolite
Narciſſe	Driope

Dritte Karte.

Erſte Seite.	Umgewandte Seite.
Deucalion	Acis
Heſionne	Omphale
Galathée	Heſionne
Thetis	Calipſo
Atis	Hilas
Palemon	Clitandre
Melibée	Ariſtée
Orion	Pelée
Niſus	Corilas
Daphnis	Neſſus

Vierte Karte.

Licas	Eglée
Calipſo	Arianne
Medée	Galatée
Adonis	Medée
Ceres	Thisbée
Caſſandre	Alcinoe
Pales	Hiacinthe
Menelaus	Caliſto
Glauque	Procris
Rophilene	Philloctete

Fünfte Karte.

Erſte Seite.	Umgewandte Seite.
Latone	Celadon
Hilas	Liſis
Thisbée	Thetis
Diane	Adonis
Palemon	Diane
Hebe	Endimion
Sapho	Circé
Acteon	Cadmus
Meduſe	Capariſſe
Orphée	Marſias

Sechſte Karte.

Icare	Silene
Clitandre	Flore

Alcinoe

Alcinoe	Atis
Endimion	Ceres
Alcidon	Palemon
Iphis	Alcidon
Achelous	Mopſus
Philomele	Pſiche
Cephale	Arethuſe
Mirtil	Licas

Siebente Karte.

Erſte Seite.	Umgewandte Seite.
Ganimede	Sirink
Ariſtée	Danae
Hiacinthe	Palemon
Circé	Caſſandre
Mopſus	Hebé
Pirame	Iphis
Philemon	Pirame
Aſtrée	Semele
Pelias	Eſon
Adonis	Iſis

Achte Karte.

Leandre	Polypheme
Pelée	Alcandre
Caliſto	Melibée
Cadmus	Pales
Pſichée	Sapho

Semele	Achelous
Iphiſe	Philemon
Silvanire	Iphiſe
Alphée	Caliſte
Coridon	Itis

Neunte Karte.

Erſte Seite.	Umgewandte Seite.
Hipolite	Protée
Corilis	Tireſias
Procris	Orion
Capariſſe	Menelaus
Arethuſe	Acteon
Eſon	Philomele
Caliſte	Aſtrée
Arachne	Silvanire
Pirra	Arachne
Vertumne	Silvandre

Zehnte Karte.

Driope	Tircis
Neſſus	Iſſe
Philoctete	Niſus
Marſias	Glauque
Licas	Meduſe
Iſis	Cephale
Itis	Pelias
Melicerte	Alphée

Riblis	Pirra
Silvandre	Biblis,

Anmerkung. Dieſe Beluſtigungen mit den Karten, die ich oben beſchrieben habe, ſind beynahe alle ſchon bekannt.

Eine Karte, die aus einem Spiele gezogen worden, in verſchiedene Dinge zu verwandeln, und ſie wieder in ihre vorige Geſtalt zu bringen.

Zubereitung.

Nehmet ein Kartenſpiel, in deſſen Mitte eine Karte ſich befindet, die breiter iſt, als die übrigen, z. B. einen Knecht von Pique; leget unter dieſen Knecht einen Siebener von Careau, und unter dieſen Siebener einen Zehner von Treffe: leget ferner oben auf das Spiel verſchiedene Karten, die dieſen beyden letzten ähnlich ſind, und andere, auf welchen verſchiedene Dinge gemalt zu ſehen, mit Beobachtung der folgenden Ordnung.

Erſte Karte. Ein Vogel.
2. — — Ein Siebener von Careau.
3. — — Blume.

Vierte Karte Ein anderer Siebener von Careau.
5. — — Eine Blume.

6. — — Ein Zehner von Treffe.
7. — — Eine Blume.
8. — — Ein anderer Zehner von Treffe.

Sechs bis acht gleichgültige Karten; den Knecht von Pique, die breite Karte, den Siebner von Careau, und den Zehner von Treffe, die übrigen alle können gleichgültige Karten ſeyn.

Beluſtigung.

Man läßt zwo verſchiedene Perſonen die zwo verſchiedenen Karten ziehen, die unter der breiten Karte liegen, nämlich den Siebener von Careau, und den Zehner von Treffe: Hierauf nimmt man das Spiel in die linke Hand, öffnet ſolches an dem Orte, wo die breite Karte iſt, wie wenn man ein Buch öffnete, und läßt die Perſon, die den Siebener von Careau gezogen hat, ſolchen in die offene Stelle hineinſtecken. Man läßt dieſe Perſon dann auf das Spiel blaſen, und bringt, ohne das Spiel zuzuthun, in eben dieſem Augenblicke auf dieſe Karte diejenige Karte, die auf dem Spiele liegt, und auf welcher ein Vogel gemalt iſt *); man läßt hernach dieſe Perſon ihre Karte beſehen, und ſie dieſe Veränderung gewahrnehmen, dann wieder

*) Wenn man dieſes thun will, muß man den mittelſten Finger der linken Hand naß machen, und mit demſelben die Karte behende auf das Spiel bringen.

wieder hineinſtecken, und noch einmal auf das Spiel blaſen, worauf man den Siebener von Careau wieder an dieſe Stelle bringt, der dann oben auf dem Spiele liegt, und ihr zeiget, daß ihre Karte wieder gekommen iſt. Eben ſo macht man es, wenn man die Karte von neuem in eine Blume verwandeln, und in ihren vorigen Zuſtand verſetzen will. Kurz, man verrichtet eben dieß mit der zweyten Perſon, die den Zehner von Treffe gezogen hat.

Anmerkung. Der ganze Kunſtgriff beſteht darinn, daß man mit dem naſſen Finger die Karte, die oben auf dem Spiele liegt, fortſchiebe, und ſie allezeit unter die breite Karte bringe, welches ſehr leicht iſt. Man muß aber dabey dieß beobachten, daß man das Spiel nicht aus der Hand laſſe oder lege. Uebrigens wird zu dieſer Beluſtigung keine groſſe Geſchicklichkeit erfodert, und iſt alſo ſehr leicht zu machen.

Die Karte in einem Ringe.

Zubereitung.

Laſſet euch einen Ring mit zweyen einander entgegengeſetzten Käſtchen machen, in derer jedem ein Stein von rechtwinklichter Geſtalt und gleicher Größe gefaſſet iſt. Man muß aber unter den einen von den beyden Steinen dieſes Ringes die Figur einer Karte, die auf einem Papiere im

Kleinen

Kleinen gemalt iſt, legen können: ſeht auch dahin, daß der Reif dieſes Ringes groß genug ſey, daß man ihn ſehr leicht an den dritten oder vierten Finger der linken Hand anſtecken und herum drehen könne.

Beluſtigung.

Man läßt eine Perſon eine Karte ziehen, die derjenigen gleich iſt, welche man unter den einen von den beyden Steinen dieſes Ringes gefaßt hat, und läßt ſie dieſelbe bey einem Lichte verbrennen. Unterdeſſen ſteckt man dieſen Ring an ſeinen Finger, ſo, daß diejenige Seite, auf welcher ſich die Figur der gezogenen Karte befindet, unter dem Finger ſtehe, und zeigt dann denſelben auf der andern Seite. Hernach nimmt man mit dem Finger ein wenig Aſche von dieſer verbrannten Karte, und reibet damit den Ring, drehet ihn zugleich unvermerkt um, ſo, daß die andere Seite, wo die gemalte Karte zu ſehen iſt, oben auf dem Finger ſtehe, und zeiget hierauf die Figur der verbrannten Karte.

Anmerkung. Man kann dieſe Beluſtigung machen mit einem Ringe, der nur einen einzigen Kaſten mit einem Steine hat, wenn man ihn ſo einrichtet, daß unter dem Steine ein kleiner Schieber angebracht wird, der aber ſo beſchaffen iſt, daß man ihn nicht gewahr werde, und daß man ihn

leicht herausziehen, und alſo die Karte, die auf dem Boden des Kaſtens gemalt iſt, ſehen laſſen könne. Dieſe Art, die Beluſtigung zu machen, iſt deßwegen angenehmer, weil man in dieſem Falle den Ring zeigen, und ihn an ſeinem Finger haben kann, noch ehe man dieſe Beluſtigung machet: „Da man bey der erſten Art denſelben erſt anſtecken muß, wenn man dieſe Beluſtigung machen will.“ Doch muß ich auch dieſes ſagen, daß mehrere Geſchicklichkeit erfodert wird, wenn man dieſe letztere Art erwählen will.

Das Zaubergefäß.

Wenn ein Kartenſpiel, aus welchem man einige Karten hat ziehen laſſen, in ein Gefäß gelegt worden, zu machen, daß ſie von ſelbſt, und zwar eine nach der andern, herauskommen.

Zubereitung.

Laſſet euch ein Gefäß von Holz oder Pappendeckel A B machen, (S. Tab. XVI. Fig. 2) machet ſolches feſt auf einem Kragſteine L, der an der Wand M angebracht worden. Dieſes Gefäß muß innwendig offen, und ſeine Oeffnung in fünf Theile c d e f g abgetheilet ſeyn, ſo, daß ihr in die Abtheilun-

theilungen c und d ein ganzes Kartenſpiel, in die Abtheilungen e f und g aber nur Eine Karte hineinſtecken könnet.

Bindet einen Faden oder eine ſeidene Schnur bey H an, die mit dem andern Ende durch die Oeffnung d, und von da über die Rolle i, längſt dem Kragſteine L, fort und hinter der Wand M hinausgeht.

Nehmet hierauf drey Karten aus einem Piquetſpiele, und ſtecket ſolche in die Oeffnungen e, f, und g, ſo, daß unter einer jeden derſelben die ſeidene Schnur fortgehe, damit ihr ſolche, wenn man die Schnur hinter der Wand anzieht, könnet herausgehen laſſen. Stecket in die Oeffnung c das Spiel, aus welchem ihr die drey Karten herausgenommen habt.

Haltet noch ein anders Spiel in Bereitſchaft, auf welchem oben die drey Karten liegen, die einerley ſind mit denen, die ihr in die Oeffnungen des Gefäßes e, f, g, hineingeſteckt habet.

Beluſtigung.

Nehmet dieſes letztere Kartenſpiel, hebet heimlich in der Hand ab, laſſet drey Perſonen dieſe drey Karten ziehen, gebet ihnen hierauf das Spiel ſelbſt, daß ſie ihre Karten darunter miſchen; ſtecket dann dieſes Spiel in die Oeffnung d des Gefäßes, und ſaget, daß ihr machen wollet, daß die drey

Karten,

Karten, die man gezogen hat, aus dem Gefäße herausgehen, welches die hinter der Wand verborgene Perſon thun muß, indem ſie ſehr ſachte und gleichförmig die ſeidene Schnur anzieht. Wenn dieſe Karten herausgekommen ſind; ſo nehmet das Spiel, welches in der Oeffnung c iſt, und zeiget es denen, welche die drey Karten gezogen haben, damit ſie, wenn ſie ihre Karten nicht mehr in dem Spiele finden, glauben können, daß es in der That diejenigen ſind, welche ſie gezogen, die aus dem Gefäſſe heraus gekommen ſind.

Anmerkung. Man kann hiebey eines Gehilfen entbehren, wenn man ein kleines Gewicht an die Schnur, die hinter der Wand hinausgeht, anbindet, und ſolches hinab ſinken läßt, indem man unvermerkt einen Drücker oder Feder losläßt, die auf der Schnur liegt, welches auf verſchiedene Weiſe geſchehen kann, je nachdem der Ort, an welchen man das Gefäß ſetzt, ſolches verſtattet.

Ihr müſſet auch das Gefäß höher ſetzen, als das Auge der Zuſchauer iſt, damit ſie die verſchiedenen Oeffnungen, die darinn ſind, nicht ſehen können.

Wenn eine Perſon eine Karte aus einem Spiele gezogen hat, aus dem man ſechs Häufchen gemacht, vermittelſt eines auf den Tiſch geworfenen Würfels dasjenige Häufchen anzuzeigen, in welchem ſich die gezogene Karte befindet.

Zubereitung.

Nehmet ein Spiel, das aus ſechs und dreyſig Karten beſteht, in welchem ſechs verſchiedene Karten, eine jede ſechsmal, ſich befinden: das iſt, es müſſen in demſelben nur ſechſerley Karten ſeyn, leget ſolche dergeſtalt, daß allezeit die ſechs verſchiedenen Karten auf einander folgen, und die letzte derſelben immer Eine Breite ſey.

Wirkung.

Wenn das Spiel in dieſer Ordnung liegt, und man macht ſechs Häufchen daraus, indem man allezeit bey den breiten Karten abhebet; ſo wird ein jedes derſelben einerley Karten enthalten.

Beluſtigung.

Laſſet aus dieſem Spiele eine Karte herausziehen, welche man will, und ſolche auf eine unvermerkte Weiſe wieder in dasjenige von den ſechs Häufchen hineinſtecken, aus welchem man ſie heraus-

ausgezogen hat. Hebet das Spiel einigemal ab, ſo, daß eine von den ſechs breiten Karten unter dem Spiele ſich befinde: machet hierauf ſechs Häufchen, gebet einer Perſon einen Würfel, und ſaget ihr, daß die Augen, welche ſie werfen wird, das Häufchen anzeigen werden, in welchem ſich die gezogene Karte befindet. Hebet hierauf das Häufchen auf, welches durch die geworfenen Augen angezeiget worden, und laſſet ſie ihre Karte ſehen.

Anmerkung. Man muß dieſes Spiel ſogleich in ſeine Taſche ſtecken, in welcher man ein anders in Bereitſchaft haben muß, damit man es könne ſehen laſſen, wenn man es verlangte. Dieſe Beluſtigung muß man nicht wiederholen, weil man ſonſt leicht entdecken könnte, worauf es dabey ankomme.

Alle rothen Karten von den ſchwarzen Karten mit einem einzigen Stoße abzuſondern, wenn ſie gleich wohl gemiſcht worden.

Zubereitung.

Nehmet ein ſolches zugeſchnittenes Piquetſpiel, wie es ſchon oben angezeigt worden, leget die beyden Farben deſſelben dergeſtalt, daß alle Piquen und Treffen mit der größern Breite der Karten auf

die eine Seite, und die Careaux und Coeurs auf die andere Seite zu liegen kommen: zeiget hierauf das Spiel, und laſſet es auch miſchen: hierauf drücket das Spiel mit beyden Händen an beyden äußerſten Enden, und ſondert die beyden Farben durch einen einzigen Stoß von einander.

Anmerkung. Dieſe Beluſtigung iſt ſehr leicht zu machen, man muß ſie aber nicht wiederholen; wiewohl man dieſes doch thun könnte mit einem andern Spiele, welches man unvermerkt austauſchen, und mit welchem man die gemalten Karten von den niedrigen abſondern müßte, nachdem man es hiezu eingerichtet hat, welches eine neue Verwunderung erregen würde. Man könnte auch auf eine gewiſſe Anzahl von weißen Karten gewiſſe Buchſtaben oder Worte ſchreiben, welche eine Frage und die Antwort darauf enthalten, um eine von der andern abzuſondern. Kurz man kann mit dieſem zugeſchnittenen Spiele nach ſeinem Belieben verſchiedene Beluſtigungen machen.

Wenn

Wenn eine Perſon aus einem Spiele eine Karte gezogen hat, ihr das Spiel in die Hand zu geben, und durch einen Schlag auf dieſes Spiel ihr alle Karten aus der Hand zu ſchlagen, nur diejenige ausgenommen, welche ſie gezogen hat.

Wenn man ſie die Karte, die ſie gezogen hat, wieder in das Spiel hat ſtecken laſſen; ſo bringet ſolche unter das Spiel, und gebet dieſer Perſon das ganze Spiel hin, indem ihr ſie daſſelbe zwiſchen ihren zweenen Fingern halten laſſet. Schlaget hierauf mit dem Finger auf das Spiel; ſo wird die gezogene Karte zwiſchen den Fingern dieſer Perſon zurückbleiben.

Die vier unzertrennlichen As.

Nehmet aus einem Kartenſpiele die vier As heraus, und leget ſie auf den Tiſch hin, haltet das Spiel in eurer linken Hand, nehmet unvermerkt mit der rechten Hand oben von dieſem Spiele drey Karten *); leget dann dieſe vier As auf das Spiel, auf dieſelben aber die drey Karten, die ihr in eurer Hand verborgen hieltet. Wenn dieß geſchehen iſt; ſo nehmet die vier Karten oben von dem Spiele

*) Man nimmt dieſe Karten hinweg, und behält ſie unter der Hand zwiſchen den Fingern.

hinweg, und leget ſie wieder auf den Tiſch, ohne ſie aufzudecken, ausgenommen die vierte, welche das As iſt, und die ihr auch wohl auf den Boden könnet fallen laſſen, um Gelegenheit zu haben, ſie umzuwenden, und deſto eher glauben zu machen, daß dieſe vier Karten die vier As ſind. Laſſet eines von dieſen As oben auf das Spiel legen, und die drey andern Karten, wie man nur ſelbſt will, in das Spiel hineinſtecken *); hebet hierauf heimlich in der Hand ab, und zeiget, daß ſie alle vier mitten in dem Spiele beyſammen ſind.

Wenn eine Karte aus einem Spiele gezogen worden, ſolche in einem Spiegel ſehen zu laſſen.

Zubereitung.

Laſſet euch einen Spiegel A verfertigen von runder oder ovaler Geſtalt, mit dieſer Vorſicht: Erſtlich, daß ſeine Einfaſſung ſo breit ſey, als eine Karte, und ausgeſchnitten werde, daß man hindurch ſehen könne; zweitens, daß die ausgeſchnittnen Stellen von hinten bedeckt werden mit kleinen Spiegeln; drittens, daß der Hauptſpiegel, der die mittlere Oeffnung dieſes Rahmens bedecket, zwey

Drit-

*) Man muß ſie nicht unter die vier As ſtecken laſſen, die alsdann oben auf dem Spiele ſind.

Drittel von der Breite deſſelben habe, und zieht zwiſchen den beyden Krinnen, C D und E F, die hinter dem groſſen und den kleinen Spiegeln angebrachte Bancer, durch die ſie ſich leicht bewegen laſſen.

Wenn dieſer Spiegel nun ſo zubereitet worden: ſo nehmet von der Folie, womit der Spiegel hinten belegt iſt, ſo viel weg, als die Gröſſe einer Karte beträgt, welches aber an demjenigen Orte geſchehen muß, der unter der Einfaſſung verborgen werden kann. Bedecket dieſen durchſichtig gemachten Theil des Spiegels mit einer Karte G, indem ihr ſolche an einigen Orten mit Gummi aufklebet, damit ſie nicht herabfallen könne: oder ſetzt auch hinter dieſen Spiegel einen Pappendeckel, der auf beyden Seiten angeleimt, und an dem Orte, wo ihr die Spiegelfolie hinweggenommen habt, ausgeſchnitten iſt, auf welchen Ausſchnitt dann die Karte an ihren äußerſten Randen angeleimt wird.

Hänget dieſen Spiegel an eine Wand, und machet hinten zwo kleine Schnüre, mit welchen man leicht, und ohne einiges Geräuſche, dieſen Spiegel in ſeinen Ramen hin und herſchieben, und folglich dieſe Karten zeigen und wieder verſchwinden laſſen kann.

Beluſtigung.

Man muß eine beſtimmte Karte, die mit der

Karte in dem Spiegel einerley iſt, ziehen, und ſolche wieder in das Spiel ſtecken laſſen: hierauf macht man, daß ſie wieder oben auf das Spiel zu liegen komme, indem man in der Hand heimlich abhebet, und nimmt ſolche dann mit dem untern Theile der Hand hinweg. Nach dieſem ſagt man, daß man ſie in den Spiegel bringen wolle, welches die hinter der Wand verborgene Perſon leicht ausführen wird, indem ſie die Schnur ſehr ſachte anzieht. Und da man die Bewegungen des Spiegels nicht bemerket, weil das Aug keine Veränderung daran findet; ſo wird man nur die Karte gegen die Mitte des Spiegels hervorkommen ſehen, welches deſto mehr Bewunderung erwecken wird, weil ſie das Anſehen hat, als ob ſie zwiſchen der Spiegelfolie und dem Glaſe ſtecke.

Anmerkung. Man muß dieſes Stück ſo zurichten, daß man die Karte nach Belieben verändern, und eine andere an deren Stelle ſetzen könne, damit nicht immer einerley Karte in dieſem Spiegel erſcheine, ſo oft man dieſe Beluſtigung macht.

Man kann auch dieſe Karte in einer Tafel, zwiſchen dem Glaſe und dem Kupferſtiche hervorkommen laſſen, wenn man nämlich die Karte durch einen Spalt oder Schnitt, der in den Kupferſtich gemacht worden, hervorkommen läßt. Dieſer muß aber an einem Orte gemacht werden, wo es nicht ſehr leicht iſt, denſelben gewahr zu werden.

Wenn

Wenn eine Perſon eine Karte heimlich gedacht hat, zu machen, daß ſich ſolche in dem Spiele bey der verlangten Zahl finde.

Laſſet euch ein Perſpektiv machen, auf deſſen Boden ihr die Karte, wie in der Tabelle angezeigt iſt, legen müſſet, erinnert euch, und merket dabey, daß die Ziffer 1, 2, und 3, welche den ſieben und zwanzig Zahlen zur Seite ſtehen, bey welchen man die Karte zu finden verlangen kann, die Art und Weiſe anzeigen, wie ihr die drey Haufen, welche mit dieſen Karten gemacht werden müſſen, auf einander legen und ordnen müſſet, je nachdem die verlangte Zahl beſchaffen iſt.

Beyſpiel.

Wenn man einer Perſon ein Spiel, das nur aus ſieben und zwanzig Karten beſteht, in die Hand gegeben hat: ſo macht aus demſelben drey Haufen, jeden von neun Karten, ſo, daß ihr immer auf jeden Haufen eine Karte nach der andern leget, und dabey dieß beobachtet, daß ihr die Perſon, die ſie gezogen hat, eine jede Karte ſehen laſſet, ohne ſie ſelbſt zu ſehen. Fraget hierauf, in welchem Haufen dieſe gedachte Karte ſich befinde, und leget denjenigen Haufen, in welchem ſie iſt, oben auf das Spiel, wenn die Ziffer 1 in dem

Perſpektive der verlangten Zahl zur Seite ſteht; iſt es die Ziffer 2, ſo leget dieſen Haufen in die Mitte; iſt es aber die Ziffer 3, ſo kömmt derſelbe unten zu liegen. Machet das zweyte= und drittemal dieſe drey Haufen, und leget ſie auf die vorgedachte Weiſe aufeinander; ſo wird die gedachte Karte dann in dem Spiele bey der verlangten Zahl ſich finden müſſen.

Beluſtigung.

. Nachdem man bey einer jeden dieſer drey Wiederholungen gefragt hat, in welchem Haufen die gedachte Karte ſich befinde; ſo betrachtet man dieſen Haufen mit dem Perſpektive, um darinn die Ziffer, die der Zahl, bey welcher ſich die Karte befinden ſoll, zur Seite ſteht, zu bemerken; weil dieſe die Art und Weiſe anzeigt, wie man die drey Haufen auf einander legen müſſe. Nachdem man nun dieſe Haufen dreymal gemacht hat, ſo betrachtet man das ganze Spiel mit dem Perſpektive, gleich als ob man darinn ſehen wollte, ob die Karte wirklich bey der verlangten Zahl ſich befinde.

Eine andere Art, dieſe Beluſtigung zu machen.

Wenn man nicht fragt, bey welcher ſich die Karte befinden ſoll; ſo kann man ſie ſelbſt bey einer nach eigenem Belieben beſtimmten Zahl erſcheinen laſſen, und dadurch glauben machen, daß

man

man vermittelſt des Perſpektivs diejenige Zahl entdecke, bey welcher ſie ſich in dem Spiele findet.

Eine andere Art.

Man kann dieſe Beluſtigung auch noch vermittelſt einer horizontalen magnetiſchen Scheibe verändern, wenn man auf dieſelben die Zahlen von 1 bis 27 ſetzt, und dann durch die Nadel die Zahl anzeigen läßt, bey welcher ſich die Karte, die man gedacht hat, in dem Spiele finden muß.

Anmerkung. Man findet die Beſchreibung dieſer Scheibe in dem erſten Theile dieſes Werkes.

Dieſe verſchiedenen Beluſtigungen mit den Karten, die bisher beſchrieben worden, ſind hinlänglich, zu zeigen, wie alle diejenigen gemacht und ausgeführt werden können, derer hier nicht einmal Erwähnung geſchehen, weil ſie ſehr einfältig und bekannt ſind. Dieſe, welche hier beſchrieben worden, ſind meiſtentheils leicht nachzumachen, und erfodern nichts, als ein wenig Geſchicklichkeit, die man durch die Uebung bald erlangen kann. Das Nothwendigſte und Weſentlichſte dabey iſt dieß, daß man geſchickt und behende in der Hand die Karten über einander bringen und abheben kann, ingleichen, daß man einen andern, ohne daß er es merke, nöthigen kann, die Karte zu nehmen, die man will. Wenn man im Stande iſt, dieſen beyden Stücken

ein Genüge zu thun, ſo wird man auch alle dieſe Beluſtigungen mit vielem Beyfalle machen können. Diejenigen, welche man mit ſolchen Spielen machet, in welchen eine oder mehrere breite Karten liegen, ſind zwar leichter; weil man aber hiezu ſchon zugerichtete Spiele haben muß, ſo kann man ſie nicht mit einem jeden Kartenſpiele, das man bey der Hand hat, machen, wo hingegen diejenigen Beluſtigungen, die durch das heimliche Abheben in der Hand gemacht werden, mit allen Arten von Kartenſpielen ausgeführt werden können. Man muß ſich daher bemühen, auf dieſes letztere Stück alle Aufmerkſamkeit zu wenden, und ſich darinn wohl zu üben, wenn man dieſe Beluſtigungen zum Vergnügen der Zuſchauer machen will.

Kunſtſtücke mit Farben.

Farben auf dem Waſſer hervorzubringen.

Man darf nur etliche Tropfen Nußöl auf ſtehendes Waſſer werfen; ſo werden ſich alle Farben darſtellen, die man ſonſt durch ein dreyeckichtes Glas zu ſehen bekömmt.

Farbenverſuche.

Farbenverſuche können folgende gemacht, und hiedurch

hiedurch die Färberey in etwas eingeſehen werden; welche zwar in vielen Büchern beſchrieben, in ſelben aber niemals alle bey den Farben vorfallende Umſtände zergliedert werden, wodurch die Verſuche öfters den Endzweck nicht erreichen.

1) Man macht von Braſilienholz eine Tinktur, und gießt ein Acidum darein, als Oleum oder Spiritum Vitrioli; ſo wird die Tinktur gelb; gießt man aber Oleum Tartar. per deliq. hinein, ſo wird die Tinktur wieder weiß.

2) Man nehme Dinte, die aus der Auflöſung der Galläpfel und des Vitriols gemacht iſt, gieſſe Scheidewaſſer darein: ſo wird die Schwärze ſich verlieren, und das helle Waſſer hervorkommen.

3) Löſet Mercurium ſublimatum im Waſſer auf, daß ſie weiß ausſehe: ſobald man Oleum Tartar. per deliq. hineintröpfelt, ſo wird die Auflöſung ſchöne Orangefarbe; gießt man Scheidewaſſer darauf, ſo wird die Solution wieder weiß. Und eben dieß iſt die Probe des Mercurii ſublimati, die anzeigt, ob derſelbe nicht mit andern Sachen vermiſcht ſey: er muß alſo, wenn er rein iſt, ſchöne Orangefarbe in der Prüfung bekommen.

4) Gieſſet auf rothe Roſenblätter Waſſer, oder Spir. Vini, und laſſet ſolches einige Stunden ſtehen, vermiſchet es mit Scheidewaſſer, oder einem andern ſcharfen Geiſte; ſo wird das Waſſer roth: bringt

bringt man aber Oleum Tartar. per deliq. darein, ſo wird es grün; gießt man aufgelöſten Vitriol in dieſe Tinktur, ſo wird ſie ſchwarz wie Dinte. Wer ſieht nicht, wie ſehr man mit den beſchriebenen Stücken in der Färberey der Tücher und Zeuge abwechſeln, und wie vielerley Farben erfunden werden können, welches zu zergliedern zu weitſchichtig wäre. So mancherley aber dieſe Farben ſind, ſo vielerley ſind gewöhnlich die Proben der Farben, ob ſie gut oder ſchlecht ſind. Insgemein nimmt man an, daß gute Farben ſich in 12 Tagen in der Sonne und heitern Luft nicht verändern, oder in das Dunkle fallen. Hingegen die zu helle werden, und ſich verändern, werden für ſchlecht gehalten. Weil aber dieſe Probe Zeit erfodert; ſo hat man auf Mittel gedacht, dem gefärbten Zeuge in wenig Minuten das alles zu nehmen, was er in 12 oder 14 Tagen an der Sonne verlieren kann. Hiezu hat du Fay die Ueberwallung (debouillis) vorgeſchlagen; allein die vielerley vorgeſchlagenen Mittel geben auf das neue viele Ausnahmen, ſo, daß man dieſe Proben mit Seife, Alaun, Weinſtein, und derer Miſchung nicht für allgemein und zureichend halten kann, ſondern auf andere zu denken, oder die alten beyzubehalten hat.

5) Dem Waſſer oder dem Branntweine die Farbe eines Weines zu geben, wird etwas Zucker, nachdem man viel Farben will, in eine kleine me-

ßingene

ßingene Pfanne gelegt, und mit wenigem daran geſchütteten Waſſer angebräunet. Iſt dieß geſchehen; ſo gießt man ſo viel von dieſer Auflöſung in das Waſſer oder Branntwein, bis es die Farbe des Weines erhält. Man kann zwar eben dieß erhalten, wenn man die Rinde vom Brode wohl über dem Feuer bräunt, und es darein legt: es hat aber das Waſſer einen etwas widrigen Geſchmack davon, welches zum vielen Trinken nicht wohl taugt.

Das Geſicht und Hände kohlſchwarz zu machen, wenn ſich einer vor oder nach der Mahlzeit wäſcht, oder wenn er im Bade ſitzt, demſelben das Geſicht zu ſchwärzen.

Man nimmt Vitriol, und löſet ihn im Waſſer auf, daß das Waſſer durchſichtig und hell bleibe; dann zerſtößt man Galläpfel ganz fein, und ſtreut dieß feine Pulver in das Abwiſchtuch, ſo, daß das Grobe herausgeſchüttelt werde, damit der andere keinen Verdacht habe. Wenn er ſich nun in dem beſchriebenen Waſſer gewaſchen, und mit dieſem Abwiſchtuche abtrocknet, ſo wird er ſchwarz, und immer ſchwärzer, je mehr er ſich bemüht, das Schwarze herab zu bringen. Oder wenn einer ſchwitzt, ſo darf man nur das Abwiſchtuch mit feinem Vitriole beſtreuen, und ihn damit wohl abwiſchen;

wiſchen; ſo wird er, je öfter er ſich abwiſchen läßt, immer ſchwärzer, welche Schwärze in etlichen Waſſern erſt herabgebracht werden kann.

Kunſtſtücke mit der Schrift.

Jemand in einer Stunde ſchreiben zu lernen.

Man muß wiſſen, daß keine Schrift in ſo kurzer Zeit zu lernen iſt, als die lateiniſche; es iſt ja keine Kunſt, gerade Linien zu machen. Kann nun jemand dieß thun, ſo kann er auch zugleich alle Buchſtaben nachſchreiben, weil ſie alle aus geraden Linien und halben Monden beſtehen; das i, l, m, n, r, t, u, ſind alle gerade Linien, und c, e, o, s, ſind krumme; aus beyden aber zugleich ſind zuſammengeſetzt: ſ, s, f, h, k, b, p, d, q, g, x, y, z.

Schreiben ohne Feder und Griffel.

Nehmet ein gedrucktes Buch, welches beliebig iſt, ſucht in demſelben an den Seiten der Blätter, wie man etliche Worte zuſammen bringen könne, die einen vollkommenen Verſtand ausmachen: und zwar macht man von der rechten Hand den Anfang, und geht von da zur linken; bey jedem

Buch-

Buchſtaben oder Worte aber, das anſtändig iſt, macht man ein Pünktchen, und fährt ſo fort, bis man ſeine ganze Meinung entdeckt hat. Hierauf überſendet man dieſes Buch dem guten Freunde, dem das Kunſtſtück zuvor bekannt gemacht worden: dem Ueberbringer aber kann man ein anders höfliches Kompliment befehlen, und etwa ſagen, daß man gehorſamen Dank erſtatte für das geliehene Buch.

Schreiben ohne Hände.

Es lehrt die Noth diejenigen, die entweder von Geburt, oder durch Unglück, der Hände oder Arme mangeln, daß ſie auf andere Weiſe dieſen Mangel erſetzen. Hiezu brauchen einige den Fuß, wie Cardanus Beyſpiele erzählt. Olaus Wormius bezeugt, daß er zu Koppenhagen eine Engländerinn ohne Arme ſchreiben geſehen habe, indem ſie die Feder mit dem Fuße ergriffen, und ihren Namen deutlich auf das Papier geſchrieben habe. Dergleichen Beyſpiele kommen öfters vor, welches eben durch die Gewohnheit ſo ſchwer nicht iſt, ſolches zu bewerkſtelligen.

Mancherley Sachen auf ein Glas zu ſchreiben.

Hiezu muß man ſich bey einem Glasmaler ein Glas mit einer Loth anſtreichen laſſen, in welches man

man dann mit einer guten ſcharfen Feder, von Pipphahnen-Kielen geſchnitten, ganz rein und fein, faſt wie auf Pergament, ſchreiben und zeichnen kann, was man will: dann läßt man es bey einem Glasmaler ſchmelzen oder brennen, ſo wird die Schrift auf das ſchönſte darinn ſeyn und bleiben: es müßte dann eher das Glas ſchmelzen oder zerbrechen; und kann hernach weder vom Feuer, noch Waſſer verderbt werden; welches dann überaus ſchön ausſieht.

Zur Nachtzeit ganz gerade zu ſchreiben.

Dieß geſchieht, wenn man das Papier reihenweiſe falzet oder biegt, und mit der Hand dieſen Falzen nachfolgt.

Mit Eiſen, Stahl, Kupfer, Zinn ꝛc. zu ſchreiben.

Nehmt jedes ſolches Metall beſonders, und zerfeilt es ganz klein; hernach reitert es durch ein Haarſiebchen, und verfahrt alſo mit allem; denn ſie haben einerley Zubereitung. Dann nehmt das Kleine mit etwas Salz, thut es auf einen Reibſtein, und reibet es mit Gummiwaſſer wohl und fein ab. Im Gebrauche mäßigt man es mit Gummiwaſſer; wenn es dann trocken geworden: ſo polirt man die Schrift. Eben ſo geſchieht es auch, wenn man mit Gold oder Silber ſchreiben will.

Auf

Auf einen Stein ſchreiben.

Dieß ſoll mit der Galle von einem Bocke geſchehen. Hat man den Stein in Eßig gelegt, ſo ſoll ſich die Schrift gleichſam eingegraben zeigen.

Schreiben, daß man es ohne einem Stabe nicht leſen kann.

Nehmet einen viereckichten Stab, um den ein Papier gewickelt iſt, und ſchreibet darauf; thut es wieder herunter: ſo kann man es nicht leſen, wenn man nicht einen ſolchen Stab dazu hat. Dergleichen Schreibarten giengen bey den Alten ſehr im Schwange; ſie nannten dergleichen Stäbe Scytalas. (Sieh. Cornel. Pauſan. c. 3.)

Geheime Schreibart, mit vier Buchſtaben alles zu ſchreiben.

Man kann ſich hiezu, nach eigenem Belieben, vier Buchſtaben des gewöhnlichen Alphabets auswählen, und vermittelſt derſelben ein Alphabet machen, womit man alles ſchreiben kann. Z. B. Man erwählte ſich die Buchſtaben a, b, c, d, ſo könnte man aus dieſen vier Buchſtaben folgendes Alphabet verfertigen:

A	E	I	O	V	B	C	D	F	G	H	K
c	d	b	a	cd	dd	bd	ad	dc	db	da	cb
L	M	N	P	Q	R	S	T	W	X	Y	Z.
ca	bc	ba	cc	ab	ac	bb	aa	ccc	ddd	bbb	aaa.

Wollte man nun vermittelſt dieſes Alphabets z. B. ſchreiben: Wir haben kein Proviant mehr in der Stadt; ſo müßte es ſo geſchrieben werden:

ccc b a, da c dd d ba, cb d b ba, cc ac a cd b c ba aa, bc d da ac, b ba, ad d ac, bb aa c ad aa. Wer ſich in dieſer Art zu ſchreiben ein wenig übt, wird es bald ſo weit bringen, daß er ſich vermittelſt eines Alphabets bald fertig ausdrücken kann: wenigſtens wird es nicht ſchwer halten, alles dergeſtalt zu leſen, und zu ſchreiben, wenn man das Alphabet beſtändig vor Augen hat.

Daß eine Schreibtafel lange gut bleibe.

Man laſſe ſich eine Schreibtafel von Eſelshaut machen, ſo wird ſie lange gut erhalten, und dicker, wenn man ſie manchmal mit Binſenſteine ſauber auswiſcht. Es greift dieß Pulver gelinder an, wenn der Stein vorhin im Ofen gebrannt worden.

Schreibtäfelchen.

Dieſe müſſen nach ihrem Grunde behandelt werden; die einen Oelgrund haben, mögen wohl das Waſſer ertragen; die aber einen Waſſergrund haben, werden dadurch aufgelöſet und unbrauchbar.

Schrift ohne Licht bey Nacht zu leſen.

Wenn man einen Hohlſpiegel bey der Hand hat, ſo

ſo wird man dieß leicht ins Werk ſetzen können, daß man auch die kleinſte Schrift leſen und erkennen kann, wenn man nur den Brennpunkt von einer Linie auf die andere führt, oder vielmehr dieſe in jenen bringt.

Eine Schrift in die Ferne zu weiſen.

Man muß die Buchſtaben rückwärts, oder von der Rechten zur Linken, auf einen Spiegel ſchreiben. Iſt der flache Spiegel alſo überſchrieben: ſo neige ihn ſo lange, bis der Wiederſchein an den begehrten Ort fällt; dann nehmet ein großes Linſenglas, und richtet es alſo, daß die ganze Wiederſtrahlung von demſelben begriffen, und eingefangen wird; ſo kann man die Schrift über eine Gaſſe, und weiter durch das Fenſter in ein Zimmer hineinblenden, daß ſie deutlich an der Wand zu leſen iſt; und dieſe Buchſtaben ſcheinen auch größer und bunt. Ein Gleiches kann auch mit einem Gemälde auf dem Spiegel geſchehen, das nach dem Durchſchnitte gezeichnet, und in die Ferne geblendet wird. Dieſes könnte zur Vorſtellung der Gaſterey des babilon. Königs Belſazars, da eine Hand das Mene Teckel Vpharſen &c. &c. angeſchrieben, mit Verwunderung gebraucht werden.

Eine ſchwarze Schrift auf einem glatten ſilbernen Blättchen erſcheinen machen, ſo oft man will.

Man nimmt Silber, das im Feuer nicht ausläuft, und läßt durch einen Goldſchmied ein Silberloth zubereiten, das dem Silber an der Farbe gleich kömmt; aber in dem Feuer anläuft und ſchwarz wird. Von dem Silber läßt man runde Plätzchen, wie Groſchen, oder je größer, je beſſer, ausſchneiden, und mit dem Lothe gewiſſe Buchſtaben oder Worte hineinlöthen. Weil nun das Silber und das Loth gleiche Farben haben: ſo kann man die Schrift nicht ſehen; denn der Pfenning ſieht überall weiß und ungeprägt aus; ſobald man ihn aber auf glühende Kohlen legt, ſo läuft das Loth ſchwarz an, und das Silber bleibt weiß. Daher kömmt eine ſchwarze Schrift zum Vorſcheine, die um ſo viel ſchwärzer wird, je länger man ſie auf der Glut läßt; doch darf dieſe nicht zu heftig ſeyn, daß das Loth nicht fließe. Will man dieſe Schwärze wieder vom Silber bringen; ſo reibt man deſſen Fläche, wo die Schrift zu ſehen iſt, mit ein wenig Zinnaſche, oder geſchabtem Trippel und Speichel: dann kann die Probe damit ſehr oft wiederholt werden.

Eine Schrift, die nicht anders, als durch den Schein, geleſen werden kann.

Man nimmt Bleyweiß, und vermiſcht es mit dem Schleime von Gummi Tragant, und ſchreibt damit auf Papier: ſo kann man die geſchriebenen Buchſtaben nicht eher leſen, als bis man die Schrift gegen das Licht hält.

Eine Schrift verbrennen, daß ſie auf der Hand wieder zum Vorſcheine komme.

Mit dieſem Kunſtſtücke kann man Unwiſſende in die äußerſte Verwunderung ſetzen, ſo, daß ſie ſichs nicht aus dem Kopfe bringen laſſen, daß es nicht natürlich damit zugehe. Es beſteht aber die ganze Kunſt hierinn: Man ſchreibt vermittelſt ſeines eigenen Urins mit einer neubeſchnittenen Feder außen auf die Hand, was man beliebt; man muß ſich aber vorſehen, daß man ordentlich ſchreibe. Man muß daher eine Feder nehmen, die gut fließt; dann hat man ſich auch in Acht zu nehmen, daß die Hand nicht ſchwitze, und daß man das Geſchriebene nicht wieder auslöſche. Wenn man dieß alles beobachtet hat, muß man das Geſchriebene trocken werden laſſen. Hierauf ſchreibt man vermittelſt gewöhnlicher Feder und Dinte, was man auf die Hand geſchrieben, auf Papier, und zwar, ſo viel

möglich, in eben der Größe und eben den Zügen. Hierauf zündet man das Papier, nachdem es vorher trocken geworden, an, und verbrennt es zu Aſche; damit beſtreicht man dann den Ort der Hand, wo man zuvor mit dem Urine hingeſchrieben hat: ſo wird ſie kohlſchwarz, und erſcheint wieder auf der Hand, was auf dem Papier geſchrieben ſtund, und verbrannt wurde. Wenn man nun das gewöhnliche Hocus Pocus &c. dabey ſpricht, ſo werden dadurch einfältige Leute in ſolche Verwunderung geſetzt, daß ſie ſich ſchwerlich bereden laſſen, daß es ohne Hexerey damit zugehe.

Eine Schrift vom Papiere zu bringen, als wäre nie eine darauf geſchrieben geweſen.

Man nimmt den Saft aus einer Zitrone, oder auch aus einem ſauern Apfel, und befeuchtet die Buchſtaben damit; nach ein Paar Stunden muß man ſie mit einem wollenen Läppchen ſanft reiben, ſo verſchwinden alle Buchſtaben.

Oder: Man nimmt Scheidewaſſer, und halb ſo viel Regenwaſſer, und miſcht es unter einander: damit befeuchtet man einen Schwamm, und drückt ihn ſanft auf die Buchſtaben; ſo gehen ſie gleichfalls aus.

Oder: Man kann auch geſchriebene Buchſtaben ohne Schaden des Papiers auf folgende Art aus-

auslöſchen: Man nimmt Alaun, mit dem Safte von bittern Pomeranzen geſtoſſen, trocknet es an der Sonne, und mit dem Pulver reibt man das Papier.

Oder endlich: Man nimmt Salpeter und Vitriolöl, jedes 1 Pfund, deſtillirt es mit einander, taucht in dieſes Waſſer einen Schwamm, reibt und befeuchtet damit die Buchſtaben; ſo gehen ſie aus.

Eine verblichene Schrift wieder leſerlich zu machen.

Man kocht Galläpfel im Weine, oder auch im Weineßig, und befeuchtet ſie vermittelſt eines Schwammes damit: ſo kommen die Buchſtaben ganz ſchwarz, wie vorhin, zum Vorſcheine.

Oder, was faſt eben dahin geht; man nimmt Galläpfel, ſtößt ſie etwas grob, legt ſie einen Tag über in Branntwein, deſtillirt hernach das Waſſer davon, taucht dann eine Baumwolle darein, und befeuchtet die Schrift damit.

Kunſtſtücke mit der Dinte.

Die Dinte iſt eine Farbe, die ſehr flüßig iſt. Daher liegt ſehr viel daran; denn nichts iſt den alten

Schriften gefährlicher, und an denſelben mehr zu tadeln, als daß ſie im Alter faſt alles Licht verlieren. Daher hat man in Kanzleyen hauptſächlich auf eine dauerhafte Dinte zu ſehen, weil viele Dinge von Wichtigkeit ad Acta gelegt werden, die man zu anderer Zeit wieder ſoll leſen können. Hiebey hat man auf der Ingredienzien Maß, und Verhältniß zu ſehen. Wenn alſo z. B. jemand eine Dinte auf 10 Maß machen wollte; ſo hat man 4 Maß Waſſer (Regenwaſſer iſt das beſte), des Weines und Eßigs anderthalbmal ſo viel zu nehmen, alſo jedes 3 Maß, macht zuſamm 10 Maß. Was die Ingredienzien betrift; ſo werden 6 Loth Galläpfel, 4 Loth Vitriol, 4 Loth arabiſcher Gummi dazu genommen, die von einigen alſo eingetragen werden: Sie nehmen eine halbe Maß Waſſer, anderthalb Viertel von einer Maß Wein, und eben ſo viel vom Weineßig, miſchen ſolches unter einander; dann nimmt man die 6 Loth Galläpfel klein geſtoſſen und geſiebet, und gießt das Gemiſchte darauf: desgleichen werden die 4 Loth Vitriol auch geſtoſſen, und des übrig gebliebenen vermiſchten Waſſers halber Theil darauf gegoſſen; in das übrig gebliebene legt man die vier Loth Gummi, auch klein geſtoſſen, und deckt dieſe dreyerley Solutionen wohl zu, und ſetzt ſolche 3 oder mehr Tage bey Seite; doch muß jede alle Tage drey- oder viermal umgerührt werden; am fünften

Tage

Tage ſtellt man das Gefäß mit den Galläpfeln zum Feuer, läßt es aber nicht ſieden, und ſeigt es durch ein Tuch in ein ſauberes Gefäß, zu welcher Solution auch die zwo andern geſchüttet werden; und wenn ſie dann 3 Tage geſtanden, und wohl umgerührt worden; ſo kann man, wenn ſich alles geſetzt, die reine Dinte abſchütten, die vortrefliche Dauer haben wird. Auf den Satz gießt man Regenwaſſer, und behält es auf, bis man wieder Dinte macht. Man könnte außer dieſer Art noch vielerley Arten anführen, die ſich aber alle auf dieſe erſte beſchriebene Art gründen, und nur darinn unterſchieden ſind, daß alle Ingredienzien auf einmal genommen, und damit die Dinte ſchneller fertig gemacht wird.

Folgendes Rezept giebt eine ſehr koſtbare Dinte, die nicht ſchimmelt: Man nimmt 12 Loth Galläpfel, 10 Loth Vitriol- oder Kupferwaſſer, 8 Loth arabiſchen Gummi, eine Hand voll Salz, 1 Quartel Weineßig, 2 Quartel Biereßig: dieſe Stücke werden in einem wohlvermachten Gefäße auf den Ofen in die Wärme geſetzt; wo ſie etliche Wochen ſtehen können. Wenn ſie zu Zeiten wohl umgerührt werden, hat man bald eine gute Dinte, die lange dauert, und nicht ſchimmelt. Wenn aber die Noth eine Dinte ſchnell zu machen erfodert, dient dieſes:

Dinte im Nothfalle zu machen.

Dieſes zu erhalten, darf man nur ein Wachslicht (oder im Nothfalle auch ein Talglicht) anzünden, und unter ein reines Becken brennend ſo lange halten, bis ſich Ruß anhängt; dann gießt man ein wenig Gummiwaſſer darein, und miſcht es unter einander; ſo bringt man ſchwarze Dinte heraus, die im Nothfalle gute Dienſte leiſtet. Man kann auch auf folgende Art, wenn man nur einen Wetzſtein bey der Hand hat, in der Noth mit geringen Koſten Dinte machen. Man thut nämlich 2 oder 3 Löffelvoll Milch in eine Schüßel, und nimmt einen Wetzſtein, der aber ſchon wohl gebraucht, ſetzt ihn in die Schüſſel, und nimmt eine wohlgebrauchte Kohle, tunkt ſie in die Milch, und reibt ſie auf dem Wetzſteine, bis die Milch ſchwarz genug iſt: ſo bekömmt man eine ſchwarze Farbe, mit der man in der Noth ziemlich gut ſchreiben kann. Wenn man ſtatt der Milch Käßmolken nimmt, darein Hammerſchlag und Sand gelegt wird, und ferner mit dem Wetzſteine und der Kohle auf eben erwähnte Art verfährt: ſo iſt es noch beſſer, und man bekömmt eine Dinte, die ſich länger hält.

Dinte

Dinte zu machen, die man auf der Reiſe beſtändig bey ſich haben kann.

Es iſt hier die Rede von ordentlicher ſchwarzer Dinte. Wollte ſich nun einer auf eine weite, und durch entlegene Orte vorzunehmende, Reiſe mit guter Dinte verſehen: ſo darf er nur von ſchwarzem Dintenpulver einen guten Theil bey ſich führen; doch müſſen die darunter befindlichen Gallåpfel, ehe ſie untermiſcht werden, zu verſchiedenen Malen mit Eßig genetzet, und allzeit wieder dürr gemacht worden ſeyn. Wenn er dann im Nothfalle nur etwas weniges in ein Läppchen ſchüttet, dieſes zubindet, in ein wenig Waſſer oder Bier, oder auch Kupferwaſſer eintunkt, daß es ſich recht ſatt und vollzieht; dann aber in ein Geſchirr rein ausdrückt; ſo wird dieß die beſte Dinte geben, beſonders wenn dieſe Operation einige Male wiederholt wird.

Eine unſichtbare Dinte zu machen.

Man läßt zu dem Ende in klarem und warmen Waſſer ſo viel zart geſtoſſenen Alaun zergehen, als deſſen das Waſſer nur immer annehmen mag. Wenn man nun dieſes Alaunwaſſer öfters umrührt: ſo kann man damit vermittelſt einer neuen Feder dergeſtalt ſchreiben, daß die Schrift, wenn ſie trocken geworden, niemand leſen kann. Mit Milch

oder

oder Knoblauchſaft kann man ebenfalls auf eine unſichtbare Art ſchreiben. Sollen aber die Buchſtaben erſcheinen; ſo muß man das Papier durch das Waſſer ziehen. Oder man kocht Goldglätt in Weineßig, und ſeigt es durch ein Tuch oder Löſchpapier. Schreibt man nun mit Limonienſaft; ſo iſt von der Schrift nichts zu ſehen. Tunkt man aber das Papier in dieſen Eſſig; ſo kommen die Buchſtaben milchblau zum Vorſcheine.

Eine veränderliche Dinte zu machen, die man auslöſchen, und wieder zum Vorſcheine bringen kann.

Wenn man z. B. ein wenig weiſſen oder grünen Vitriol im Waſſer auflößt, und damit ſchreibt; ſo iſt nichts davon zu ſehen: überſtreicht man aber die Schrift mit gekochtem Galläpfelwaſſer; ſo kommen die Buchſtaben zum Vorſcheine. Will man dieſe Buchſtaben wieder weg haben; ſo darf man nur mit Vitriolgeiſt darüber fahren, ſo verſchwinden ſie gleich wieder. Wollte man aber die Buchſtaben gern wieder zu ſehen bekommen, ſo darf man ſie nur mit Oleum Tartari oder Weinſteinöl überfahren, ſo kommen ſie gelblicht wieder hervor.

Eine ſympathetiſche Dinte zu machen.

Das ganze Geheimniß der ſympathetiſchen Dinte beſteht

beſteht in zweyen verſchiedenen Waſſern, welche, jedes beſonders und allein, hell und klar ſind; wenn man ſie aber zuſammengießt, dick und braunfärbig werden. Sie werden alſo gemacht: Man läßt eine halbe Kanne deſtillirten Weineſſig, in welchen man ohngefähr eine Unze Silberglätt gethan, eine halbe Viertelſtunde aufſieden, und dieß iſt das erſte: Das andere wird aus einem Stücke lebendigen Kalks, und ein wenig Operment gemacht; darauf gießt man ein Waſſer, ſo viel man meynt, daß es genug ſey, und läßt es 24 Stunden darauf ſtehen. Man braucht dazu irdene wohl glaſirte neue reine Töpfe; dieſe beyden Flüſſigkeiten ſeigt man, jede beſonders, ſo, daß ſie ganz hell und durchſichtig werden, derer Gebrauch dann darin beſteht: Man ſchreibt mit dem erſten Waſſer, was man nicht will, daß es jedermann ſehen ſoll; und die Schrift verſchwindet auch, wenn ſie trocken iſt, den Augenblick. Der aber, dem der Brief bekannt iſt, fährt über die Schrift mit einem feuchten Schwamme, da dann die Schrift wieder in einer röthlicht ſchwarzen Farbe zum Vorſcheine kömmt. Wenn das Waſſer noch nicht lange zuvor gemacht worden, und man das Gefäß, darin man den ungelöſchten Kalk genezt hat, wohl verwahrt: ſo iſt nicht nöthig, daß der feuchte Schwamm die Schrift berühre, ſondern genug, daß man ein wenig hoch darüber wegſtreiche. Oder man darf nur

den

den mit dem erſten Waſſer geſchriebenen Brief auf den Tiſch legen, dann mit einer Hand ein Papier darüber decken, und mit dem andern Waſſer über dieſes Blatt fahren, und es allein damit anfeuchten: ſo wird doch die Schrift davon ſchwarz färben.

Dieſe ſympathetiſche Dinte auf eine andere Art.

Man nimmt die Impregnation des Saturns, die man vom Bleye, das im Kalciniren zu Pulver gemacht wird, zubereitet. Man kalcinirt aber das Bley alſo: Man läßt es in einem irdenen unglaſirten Geſchirre ſchmelzen, und rührt es über dem Feuer mit einer Spatel, bis es zu Pulver wird, ſchüttet hernach ſolches Bleypulver, oder Silberglätt, in deſtillirten Weineſſig, daß es ſich darin auflöſe. Dieſe Flüſſigkeit ſieht dann ſo hell, als Brunnenwaſſer, her, und wird Impraegnatio Saturni genannt. Damit nun ſchreibt man etwas auf ein Papier, und legt es zwiſchen die Blätter eines etwa 4 Finger dicken Buches, wendet das Buch um, und wenn man in Acht genommen, was dieſer Schrift entgegen liegt: ſo reibt man das lezte Blatt mit der in dem von Kalk und Operment gemachten Waſſer genezten Baumwolle, oder Löſchpapier, und läßt dieſelbe darauf liegen, legt ſogleich ein doppeltes Papier darüber, und wenn man das Buch geſchwind wieder zumacht, ſchlägt man mit

der

der Hand 4 oder 5mal darauf, kehrt es wieder um, und legt es eine halbe Viertelſtunde unter eine Preſſe, zieht es dann hervor, und macht es auf; da dann dieſe Dinte, nachdem ſie zuvor unſichtbar war, wieder zu ſehen ſeyn wird. Denn es entſteht eine ſchwarze Farbe, wenn man Eſſig, darin Silberglätt aufgelößt worden, mit der Lauge vom Operment dazu miſcht. Eben das wird ſich auch durch eine Mauer ereignen, wenn man ein weiſſes Papier daran klebt, daran endlich eine Schrift zum Vorſchein kömmt, welche Unwiſſende für eine Zauberey halten. Wenn man dieß dabey in Acht nimmt, daß man auf beyden Seiten Bretter vorſchlägt, damit die Geiſter nicht ſo geſchwinde ausdämpfen können. Daher räth man auch an, die zwo Flüſſigkeiten in zweyen verſchiedenen Orten zuzubereiten und aufzuheben. Derjenige aber, der damit umgeht, ſoll Mund und Naſe wohl verwahren, damit ihm nicht der böſe Geſtank auf die Bruſt falle; denn die Probe dieſer Dinte iſt, daß, je mehr ſie ſtinkt, ſie um ſo beſſer ſey. Man kann auch die Lauge des Operments zu einer nützlichen Probe der Weine brauchen, in welche manchmal Silberglätte gethan wird, ihnen die allzugroße Schärfe zu benehmen, denn dieſes ſaturniſche Mittel iſt der Geſundheit des Menſchen höchſt ſchädlich, und bringt gern auszehrende Krankheiten und den Tod. Wenn man alſo einen Wein prüfen

will,

will, ob er mit dieſem ſaturniſchen Zuſatze verfälſcht ſey: ſo gießt man dieſe Lauge hinein: bekömmt der Wein eine ſchwarze Farbe, ſo iſt gewiß Silberglätte darinn.

Eine Dinte, die man nach Belieben auslöſchen kann.

Eine ſolche Dinte zu verfertigen, nimmt man gebrannten und geglüheten Kalk, der im guten Branntweine abgelöſcht iſt: reibt ihn dann auf einem Marmorſteine zu einer Maſſa, die man in einen kleinen irdenen Topf thun, und wohl zudecken muß, daß er nicht zur Aſche werde, vermiſcht ihn mit Gummi, oder auch nur mit gemeinem Waſſer: ſo kann man, wenn man damit ſchreibt, die Schrift mit Waſſer leicht wieder nach Belieben auslöſchen.

Dinte, womit man Linien ziehen kann, die ſich wieder auslöſchen laſſen.

Dieſe ſchöne und nützliche Kunſt, deren man ſich bey vielen Vorfällen bedienen kann, beſteht darinn: Man brennt Weinſtein zu Aſche, oder bis er weiß geworden; davon nimmt man einer Haſelnuß groß, und legt ihn in eine Schüſſel mit Waſſer, bis er aufgelöſt iſt; dann ſeigt man das Waſſer, und miſcht geſtoſſenen oder zart geriebenen Gold⸗ oder Probierſtein darunter, ſo viel nöthig iſt, einen

Saft

Saft oder Dinte daraus zu machen: zieht man nun damit Linien, und man will ſie wieder auslöſchen; ſo darf man nur das Papier mit Broſamen abreiben, ſo verſchwinden ſie, und alles, was man mit dieſer Dinte gezeichnet hat, dergeſtalt, daß nicht die geringſte Spur davon ferner auf dem Papiere zu ſehen iſt.

Eine Dinte zu machen, die nur 24 Stunden währt.

Man läßt zu dem Ende Galläpfel mit Scheidewaſſer kochen; thut hernach Vitriol, nebſt ein wenig arabiſchen Gummi und Salmiak darunter; ſo bekömmt man aus dieſer Vermiſchung Dinte, die, wenn man damit ſchreibt, in vier und zwanzig Stunden wieder verſchwindet.

Eine Dinte, die in ſechs Tagen wieder verſchwindet.

Dieſe Dinte bekömmt man, wenn man Weidenkohlen mit gemeinem Waſſer wohl zerreibt, und untereinander vermiſcht. Oder man nimmt eine Unze Salmiak, und läßt es 4 bis 5 Tage in Scheidewaſſer weichen, macht darauf mit einem zartgeriebenen Probierſteine, dergleichen die Goldſchmiede brauchen, eine Dinte; ſo vergeht, was man immer damit ſchreibt, in Zeit von 5 bis 6 Tagen wieder.

Eine Dinte aus zweyen durchſichtigen hellen Waſſern recht ſchön zu machen.

Dieſe Waſſer werden folgender Geſtalt mit leichter Mühe bereitet: In dem einen Waſſer läßt man allmählig eine mäßige Quantität Galläpfel eine Zeit lang ſieden: in dem andern Waſſer hingegen löſet man nach Verhältniß blauen Kupfervitriol, nebſt etwas Alaun, Gummi und Salz auf. Hat man Luſt, ſo kann man ſie beyderſeits ſeigen, und dann jedes beſonders in einem Glaſe aufbehalten; ſo erſcheint ſie beyderſeits durchſichtig und klar. Will man Dinte daraus machen, ſo darf man weiter nichts thun, als beyde Wäſſer unter einander gießen: ſo bekömmt man ſehr ſchwarze Dinte, mit der man ſchön ſchreiben kann.

Waſſer zu machen, das ſogleich die Schrift vom Papier nimmt.

Man nimmt 1 Pfund ungariſchen Vitriol, 3 Pfund Salpeter, 4 Unzen Zinnober, und 5 Pfund Alaun, ſtößt alles zuſammen zu Pulver, und deſtillirt es mit einem gelinden Feuer: dann werden zweyerley Waſſer, ein weißes, und ein grünes, herübergehen. Wenn man nun von dem erſten Waſſer ein wenig nimmt, und überfährt damit ein überſchriebenes Blatt Papier, reibt es gleich mit einem grauen wollenen Tuche; ſo wird die Schrift

abge-

abgehen, und das Papier weiß ſeyn, als ob nichts darauf geſtanden wäre. Das andere Waſſer macht man warm, und hält ein geſchriebenes Papier darüber, daß der Dampf daran gehe: ſo wird das Papier das Anſehen bekommen, als wäre vor 10 Jahren darauf geſchrieben worden.

Eine weiße Dinte, auf weißes Papier damit zu ſchreiben.

Man kann dazu reingewaſchene Eyerſchalen nehmen, und ſelbe auf einem Steine fein abreiben, und ſo lange ſtehen laſſen, bis ſich das Pulver alles auf den Boden geſetzt hat. Hierauf läßt man das Waſſer allmählig ablaufen, und das Pulver an der Sonne trocken werden: ſo giebt dieß, wenn man es ſauber aufhebt, und reinlich zubereitet, die ſchönſte weiße Farbe von der Welt. Wenn man nun die weiße Dinte anmachen will: ſo nimmt man Gummi Armoniak, wäſcht und reinigt ſelbes wohl von der äußern gelben Schale, die es umgiebt, und läßt es einen Tag in deſtillirtem Eßig liegen: den folgenden Tag, wenn alles aufgelöſet iſt, und der Eßig deßwegen weiß, wie eine Milch, ausſieht, läßt man ihn durch ein reines Tuch laufen, und miſcht darauf etwas von dem gemachten Pulver darunter: ſo bekömmt man auf dieſe Art eine überaus ſchöne und angenehme Farbe, mit der man

auch auf das Papier auf das deutlichſte ſchreiben kann.

Eine weiſſe Dinte, auf ſchwarz damit zu ſchreiben.

Man muß Bleyweiß nehmen, wohl abreiben, und es hernach entweder mit ſtarkem Gummiwaſſer, oder mit dünnem Leimwaſſer, oder auch mit Eyerweiß anmachen; ſo giebt es eine weiſſe Dinte, mit der man auf ſchwarzes Papier u. d. gl. ſchreiben kann.

Eine rothe Dinte zu verfertigen.

Man nimmt zwey Loth Preſilienholz, und den dritten Theil von einer Maas Bier oder Wein, und thut es über Nacht in ein ſtarkes Glas. Den folgenden Morgen ſetzt man es ſamt dem Glaſe in eine Pfanne oder Topf mit Waſſer, und läßt es miteinander ſieden, bis die Farbe im Glaſe roth genug erſcheint. Kocht etwa das Waſſer in der Pfanne oder dem Topfe ein; ſo wird wieder Waſſer zugegoſſen, aber nicht in das Glas. Dann muß man eine Bohne groß Alaun, der fein zerſtoßen worden, hineinthun (Gummi iſt nicht zu rathen, weil Gummi das Preſilienholz nicht lange leidet, und die Farbe bald abnimmt), wohl unter einander rühren, noch einmal aufſieden, und

dann erkalten laſſen. Hierauf muß man es durch ein Tuch ſeigen, und in einem Glaſe zum Gebrauche wohl bedeckt aufbehalten. Bequemer wäre es, dieſe Dinte in einem irdenen Topfe zu ſieden; weil aber die Glaſur hindert, daß die Farbe ſchön werde; ſo iſt es nicht zu rathen. In einem kupfernen Geſchirre möchte man endlich ſie wohl ſieden; doch wird ſie in dem Glaſe viel ſchöner. Das Bier, das man dazu braucht, muß lauter und weiß ſeyn, und bey ſolchem kann man den Gummi vollkommen entbehren. Wenn man aber Wein dazu nimmt, durch welchen auch die Dinte ſchöner wird, muß man etwas Gummi zu Hilfe nehmen. Wird dieſe Dinte in Zinn gekocht, ſo wird ſie am allerſchönſten.

Andere machen auf folgende Art rothe Dinte: Sie nehmen Fernabuk, welches das beſte Braſilienholz iſt, thun es in einen Topf, gießen guten Weineſſig darüber, und laſſen es drey oder vier Stunden ſtehen, daß es wohl erweichet; dann nehmen ſie ſchönes lauteres Bier, vermiſchen es mit klarem Brunnenwaſſer, und gießen es über die Braſilienſpäne; ſo, daß es zween Finger breit darüber ſteht; ſetzen es hernach zu einer mäßigen Glut, und laſſen es ſieden. Hat es eine Zeit lang geſotten, thun ſie eine welſche Nuß groß Alaun dazu, oder ſtatt des Alauns ein wenig Salmiak,

welches noch beſſer iſt, und gleichviel arabiſchen Gummi, ſetzen es nochmal ans Feuer, ſeigen die Dinte von den Spänen; ſo bekömmt man eine ſchöne Dinte, die man in einem Glaſe wohl zugedeckt aufbehalten muß.

Eine rothe Dinte auf der Stelle zu machen.

Hiezu wird weiter nichts erfodert, als daß man feingeraſpeltes Braſilienholz in gefloſſenes Weinſteinöl legt, und eine Weile in der Wärme ſtehen läßt; ſo wird es gleich zu einer rothen Dinte, mit der man ſchreiben kann, und die zugleich von angenehmer Farbe iſt.

Eine rothe Dinte zu Rubriken zu machen.

Hiezu wird präparirter und wohlgeriebener Zinnober genommen, der mit einem reinen Gummiwaſſer gemäßigt und zum Schreiben dünne gemacht wird. Einige nehmen ſtatt des Gummi Eyerweiß, welches ſie verklopfen, bis es zu Schaume wird; dann läßt man es eine Zeit lang ſtehen, bis ein Waſſer daraus wird; dieß thun ſie an den Zinnober, und rühren es wohl unter einander. Bey dem Schreiben muß man, ſo oft man die Feder eintunkt, den Zinnober rühren, und die Feder mit friſchem

friſchem Waſſer immer rein halten, daß der Zinnober ſich nicht anſetze, und hart werde.

Eine grüne Dinte zu machen.

Man nimmt einen guten Grünſpan, und löſet denſelben in Weineſſig auf; dieſe Auflöſung läßt man etliche Wochen ſtehen, und thut hernach etwas wenig Alaun, und ſehr wenig arabiſchen Gummi dazu: oder man nimmt im Frühlinge grüne Hollunderblätter, und zerſtößt dieſelben, und preßt den Saft aus, miſcht etwas Alaun dazu; ſo wird die Dinte dunkelgrün werden, und ſchön ſeyn.

Blaue Dinte zu machen.

Man nimmt Holderbeere, und drückt den Saft davon aus, und thut etwas geſtoſſenen Alaun dazu, und ohngefähr den vierten Theil Eſſig, und ein wenig Harn, darauf prüft man, ob die Dinte nach dem Gefallen iſt.

Violblaue Dinte zu machen.

Man nimmt Attichbeere, Alaun, Eſſig und Harn, temperirts mit einander, und ſiedet es.

Gelbe Dinte zu machen.

Man nimmt gelbe Schmalzblümchen, und drückt den Saft heraus, und mengt etwas Alaun darunter. Kürzer aber iſt dieſe: Man macht Safran mit Alaun an, ſo bekömmt man eine ſchöne gelbe Dinte.

Ueber

Ueber

Somnambulismus

und

deſſen Wahrſcheinlichkeit.

Nach dem Franzöſiſchen.

Veritati nemo praeſcribere poteſt; non ſpatium Temporum; non factiones et patrocinia perſonarum; Non Priuilegium regionum.

Ter. de Velun. Virg.

Unter allen Neuheiten, welche der thieriſche Magnetismus bey ſeiner Ausübung darbietet, iſt ohne Zweifel der magnetiſche Somnambulismus das Intereſſanteſte. Man verſteht aber unter dieſer Benennung einen mittlern Zuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen. Und obgleich von beyden etwas da iſt, ſo kommen doch viele Erſcheinungen dabey vor, die weder zu dem einen, noch dem andern Zuſtande ganz gehören.

Ein in den vollkommenen Somnambulismus verſezter Kranke weis nichts von dem, was neben ihm vorgeht, ſcheint von der ganzen Natur gleichſam getrennt zu ſeyn, und bloß mit dem in Verbindung zu bleiben, der ihn in dieſen Zuſtand verſetzt hat. Der Magnetiſeur kann ſich durch eine unſichtbare Kraft dem Kranken nicht nur durch Sprechen und andere äußere Zeichen, ſondern ſelbſt durch bloßes Denken verſtändlich machen. Dieſe Kraft kann durch ſchickliches Berühren auch andern Perſonen mitgetheilt werden, welche von dieſem Augenblicke an mit dem Somnambule in vollkommenem Rapporte ſich befinden.

Sobald der Kranke in jene Kriſe fällt, ſo entſteht bey demſelben eine ſogenannte Desorganiſation, wodurch einige ſeiner äußern Sinne geſchwächt, andere hingegen zu einem wunderbaren Grade der Feinheit erhoben werden: zuweilen verliert ſich nämlich ganz oder zum Theile der Sinn des Gehörs, indem dagegen das Geſicht eine erſtaunenswürdige Schärfe erhält; zuweilen wird die Beraubung des Geſichts durch eine unglaubliche Feinheit des Gehörs, des Geruchs und Geſchmacks erſetzt. Bey den meiſten Somnambulen ſcheint ſich ein neuer ſechſter Sinn, und eine außerordentliche Ausdehnung der Denkungskraft zu zeigen, welche das gewöhnliche Vermögen ihres Geiſtes überſteigt.

Mit

Mit Einem Worte, die Erſcheinungen des Somnambulismus bieten täglich neue Gegenſtände zum Erſtaunen ſelbſt für diejenigen dar, die ſchon mit dieſen Wirkungen durchaus bekannt ſeyn ſollten. — —

Und was iſt nun von allen dieſen Wundern zu halten? Sind ſie in der That ſo reel, als man uns glauben machen will? Oder ſind es nicht vielmehr Täuſchungen, die durch Betrug von der einen, und durch Leichtgläubigkeit von der andern Seite genähret werden? — Dieſe Fragen verdienen mit allem Ernſte und Unpartheylichkeit unterſucht, und ins Klare gebracht zu werden; denn der menſchliche Geiſt iſt ohnehin von Natur zum Wunderbaren geneigt, und ergreift begierig alles, was ſeinem Geſchmacke und Neigung ſchmeichelt. Und iſt die Einbildungskraft einmal erhitzt, und die Seele hinaufgeſpannt, ſo werden in der Folge alle Talente angewendet, ihre chimäriſchen Vorſtellungen zu realiſiren.

Unter den vielen Beobachtern und Zeugen jener außerordentlichen Wirkungen haben einige, vom Erſtaunen und von Bewunderung gerührt, denſelben zuletzt ihren ganzen Glauben geſchenkt, und ſie als unläugbare Proben des thieriſchen Magnetismus angeſehen: andere haben ſich zwar von der Richtigkeit der Phänomene überzeugt, aber nichts deſto weniger ihren Unglauben über

die wirkende Urſache derſelben beybehalten. Sie nahmen geheime Springfedern an, glaubten, daß dadurch auf eine geſchickte Weiſe Täuſchung hervorgebracht werde, und wenn ſie gleich nicht ſo, wie ſie wünſchten, und hoften, ſolche entdecken konnten; ſo ſezten ſie doch deren Exiſtenz immer als gewiß voraus, und führten zu ihrem Behufe jene feinen Taſchenſpielereyen an, wodurch geübte und ſcharfſinnige Künſtler oft lange genug ein ganzes Publikum in Erſtaunen ſetzen. — Was noch insbeſondere die Gelehrten, Philoſophen, Aerzte und Phyſiker betrift, ſo hielten ſie es größtentheils unter ihrer Würde, Zeugen dieſes Schauſpieles zu werden. Sie nahmen dabey zu ihrem Vorwande, daß es für ſie zureichend ſey, einzuſehen, daß dieſe Phänomene gegen alle angenommenen phyſiſchen und phyſiologiſchen Begriffe ſich verſtießen; alle dieſe vorgeblichen Wunder müſſe man daher für bloße Chimären halten, die einer ernſthaften Prüfung unwürdig ſeyen.

Inzwiſchen gewinnt der magnetiſche Somnambulismus von Tage zu Tage immer mehrere Feſtigkeit und Stärke. Eine Menge von Perſonen, die ſich durch Kenntniſſe, Rechtſchaffenheit, und Beurtheilungskraft auszeichnen, bezeugen öffentlich die Wirklichkeit deſſelben. — Das Publikum im Ganzen bleibt bey dieſen verſchiedenen Aeuſſerungen, unter welchen es nicht entſcheiden kann,

natür-

natürlicher Weiße ſchwankend, und erwartet begierig zu ſeiner vollen Ueberzeugung mehrere und gründlichere Aufklärung. — Mögen folgende Reflexionen bey unparteyiſchen Gliedern desſelben einigermaſſen jene Erwartung befriedigen! Es ſollen in dieſem Aufſatze vornehmlich drey weſentliche Punkte auseinander geſezt werden.

1. Sind wirklich vor den Augen des Publikums Phänomene von einiger Erheblichkeit geſchehen, die es werth ſind, die Neugierde zu reizen, und die es verdienen, daß man den wahren Urſachen derſelben nachforſche?

2. Kann man bey jenen Wirkungen mit Grunde Betrügerey muthmaſſen?

3. Stehen dieſe Erſcheinungen mit den bekannten Begriffen wirklich in ſo großem und ſtarkem Widerſpruche, als man gemeiniglich glaubt? — Ehe man ſich die Mühe nimmt zu unterſuchen, ob magnetiſcher Somnambulismus Täuſchung oder Wahrheit ſey, muß nothwendig vorher ausgemacht ſeyn, daß wenigſtens dem Anſcheine nach Sonderbarheiten von der Art exiſtiren, und daß ſie das allgemeine Wohl, und den Fortgang der Wiſſenſchaften intereſſiren. Sonſt möchte die Geſchichte des goldenen Zahns leicht zum zweytenmale geſpielet werden! — Die

erſte Schrift, die vom magnetiſchen Somnambulismus redet, iſt, ſo viel man weis, ein Brief vom Hrn. Cloquet, Renntmeiſter zu Soiſſon, worin er dasjenige erzählet, was er in dieſer Art zu Büzanzy ſah. — Noch merkwürdiger iſt das, was Herr Marquis von Puiſegür ſelbſt, ein Mann vom Stande, und deſſen Aufrichtigkeit man nicht bezweifeln kann, in einer durchaus leſenswürdigen Schrift von dieſen ſeinen Beobachtungen zu Büzanzy aufgezeichnet, und öffentlich bekannt gemacht hat. Dieſes wohlgeſchriebene Werk flößte Perſonen vom höchſten Range die Begierde ein, Zeugen ſolcher auffallenden Erſcheinungen zu werden, und ihr Wunſch ward befriedigt. Viele hundert Perſonen konnten dieſen wahren oder falſchen Effekten beywohnen, von welchen die öffentlichen Blätter in und auſſerhalb Frankreich laut genug redeten. Die Somnambule wurden vielfachen Unterſuchungen ausgeſezt, die glücklich und erwünſcht ausfielen. In ganz Frankreich, in der Schweiz und Deutſchland wurden ähnliche Verſuche angeſtellt. Da jene Beyſpiele die Magnetiſirer näher auf dieſen Theil des Magnetismus hinführten, und da ſie einen deſto größern Eifer bekamen, je ſicherer ihnen dieſer Weg zur Heilung ſchien: ſo verbreitete ſich dadurch das gedoppelte Intereſſe, nämlich der Magnetiſirer und der Kranken, dieſes Verfahren

ren dem bisher gewöhnlichen vorzuziehen; und es ward der Somnambulismus der allgemeine Gegenſtand der Verſuche, und bey jeder magnetiſchen Anſtalt wetteiferte man, ihn in der gröſten Vollkommenheit darzuſtellen. —

Selbſt der ſonſt dem Magnetismus nicht ſehr günſtige Bericht einer zu deſſen Unterſuchung niedergeſetzten Kommißion erwähnt des Somnambulismus als der gewiſſeſten und außerordentlichſten Sache.

Man kann es alſo als eine unwiderſprechliche wahre Thatſache annehmen, daß an mehrern Orten, in öffentlichen Anſtalten, und in Privathäuſern vorgebliche Somnambule exiſtiren, die den Augen vieler Zuſchauer ſehr auffallende Erſcheinungen darbieten.

Nun entſteht aber die weitere und wichtigere Frage: ob jener ſonderbare Zuſtand nicht etwa bloß Verſtellung iſt, wodurch leichtgläubige Zuſchauer irre geführt werden? Oder in welchem Grade man demſelben Glauben beymeſſen dürfe? — — —

Man findet dieſe Somnambule nicht bloß in der Klaſſe des Pöbels, wo vielleicht noch eher die Vermuthung Statt finden könnte, daß man den Somnambulismus aus Nachahmung, aus

Inter-

Intereſſe, oder aus andern niedrigen Beweg, gründen zu ſpielen ſuchte. Denn es iſt nun einmal ein Unglück für gute Sachen, daß ſie ſich ſo ſelten in ihrer Reinheit erhalten, und der Vermiſchung durch Bosheit und Habſucht ſo ſchwer entgehen; und gerade von dieſer Seite ſuchen diejenigen, die aus Vorurtheil oder Intereſſe jene groſſe Entdeckung in Mißkredit zu bringen denken, ſie dem Publikum darzuſtellen, und demſelben einen Schein von Charlatanerie vorzuſpiegeln. — Anders verfahren hingegen philoſophiſche Männer, welche wahre Aufklärung zu erhalten, und zu verbreiten wünſchen! Sie laſſen Uebertreibung und Charlatanerie an ihrem Orte geſtellt, und dringen auf den Grund der Sache; ſo, wie die Botaniker ſich durch die Fäulniß des Fleiſches, welches einen Saamenkern umgiebt, nicht von der Unterſuchung deſſelben abwendig machen läßt. Er ſchneidet herzhaft das eckelhafte Ueberflüßige weg, und ſucht den Kern auf, der zu ſeinem Studium dienen ſoll.

Wir haben Somnambule genug, die wegen ihrer bürgerlichen Exiſtenz, ihres Charakters, und ihrer andern äußern Verhältniſſe über allen Argwohn weg ſind; die Männer von Scharfſinn, Kenntniſſen, und Redlichkeit unparteyiſch und lange beobachteten, die ſie mancherley Verſuchen und Prüfungen unterwarfen, und die ſie ſo fan-

den,

den, wie man ſie ihnen angegeben hatte: es ſind in, und außer Frankreich mehrere tauſend Zeugen dieſer Phänomene aufzuzeigen. — — —

Und wenn man nun alle dieſe Zeugniſſe zernichten, und alles für Trügerey und Täuſchung erklären wollte; ſo würde doch wohl der einzige gerade **Weg** der Gegner ſeyn müſſen, die **Glaubwürdigkeit** der Zeugen anzufechten, und zu zeigen, daß es denſelben an Geſchicklichkeit oder an **Wahrheitsliebe** fehle — — Und wie ſchwer, ich will nicht ſagen, unmöglich, würde denſelben dieſes werden müſſen! — — Oder wollen ſie einen andern Weg mit Vorbeygehung der Zeugen-Unterſuchung einſchlagen; ſo müßte denn doch wenigſtens feſt und ſtatthaft dargethan werden, daß die Somnambule

1) Die Abſicht gehabt, einen Betrug zu ſpielen,

2) Daß ſie auch die Geſchicklichkeit dazu beſeſſen.

Nun ſind aber unter den Somnambulen, die man ja täglich ſehen kann, ſolche Perſonen, die über allen Verdacht erhaben ſind. **Ehrwürdige Mütter von Familien**, angeſehene **Männer von bekannter Redlichkeit**, **Menſchen voll Einſicht**, **Kinder**, bey welchen man gegründeter

Weiße zu einer ſo erheuchelten Lage weder **Abſicht** noch Intereſſe vermuthen kann.

Nach der Meynung der Gegner ſpielet wenigſtens Parteygeiſt zum Vortheile des thieriſchen Magnetismus hiebey ſeine vortheilhafte Rolle! — Allein, man erwäge doch nur dieſes, daß der **größte Theil der ſchlafenden Perſonen ſich auf keine Weiſe** über die Schickſale des thieriſchen Magnetismus **bekümmert**, und daß mehrere derſelben **beym Hinfallen** in den magnetiſchen Schlaf **keine** Idee von demſelben hatten. Und warum ſollte man zu dieſem **ſonderbaren Stratagem** ſeine Zuflucht nehmen, da der Somnambulismus ja kein **nothwendiger Effekt** von Magnetismus, ſondern vielmehr als eine ſpätere Entdeckung aus einer langen Praxis des Magnetismus entſprungen iſt, und da es noch izt mehr als einen geſchickten Magnetiſirer giebt, der die Phänomene des Somnambulismus nur als eine **Nebenſache** anſieht. Selbſt **Herr Meßmer** hat immer von dieſer lezten Meynung zu ſeyn geſchienen. Würden daher die Anhänger des thieriſchen Magnetismus, wenn ſie auch ein Hilfsmittel nöthig gehabt hätten, das Publikum zu gewinnen, nicht ſehr ungeſchickt, und ohne alle Noth ſich mit einem ſo **ſonderbaren Manövre** eingelaſſen haben, welches bey der Ausführung die unüberſteiglichſten Schwierigkeiten erfodert? — Und geſezt, daß alles Betrügerey geweſen wäre,

würde

würde man wohl einige wahrſcheinliche Hofnung gehabt haben, daß ſich Perſonen von Rechtſchaffenheit damit eingelaſſen hätten? Man hätte ſich alſo nur an ſchlechte Leute aus der niedrigſten Klaſſe von Menſchen halten, und dieſe mit der Gefahr annehmen müſſen, alles am nächſten Tage entdeckt, und ſich betrogen zu ſehen. Ja man hätte ſelbſt bey dieſen Perſonen eine unerhörte Geſchicklichkeit finden müſſen, dieſe ſo ſchwere Rolle ſo zu ſpielen, daß dadurch die Prüfung eines einſichtsvollen und argwöhniſchen Publikums hätte hintergangen werden können.

Unter dieſen Umſtänden würde aber der Somnambulismus wahrlich von kurzer Dauer geweſen ſeyn, und es müßte, anſtatt ſich mehrers Zutrauen zu erwerben, ſich früh genug Täuſchung und Betrügerey haben blicken laſſen. Allein gerade das Gegentheil geſchieht. Der Somnambulismus gewinnt alle Tage neue Anhänger, und ſein ſich immer verſtärkendes Kredit widerſpricht jedem Gedanken von Betrügerey. Man ſieht täglich Kranke in dem Schooße ihrer Familie, unter den Augen ihrer nächſten Verwandten, denen es offenbar ſehr daran liegen muß, die wahre Lage der Sache zu bewähren, in den magnetiſchen Schlaf fallen: und kann man glauben, daß dieſe Kranken, ſelbſt mitten unter Schmerzen, oft dem Tode nahe, ſich werden einfallen laſſen, eine Komödie zu ſpie-

len, und daß die ſämtlichen Anverwandten derſelben, Vater, Mutter, Männer, Weiber, Kinder, alle Theilnehmer an dem Komplotte ſeyn!!! — — —

Doch vielleicht war ſogar die Krankheit ſelbſt erdichtet? — Dieſe Vermuthung kann wohl eben ſo wenig Statt haben; denn außerdem, daß es doch ſo leicht nicht iſt, ein bösartiges Fieber, eine Bruſtkrankheit, eine Waſſerſucht u. ſ. w. zu erdichten: ſo hat man ſo zuverläßig beſtättigte Krankheiten, daß man alle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit wegläugnen müßte, um ſie zu bezweifeln. — Aber geſezt, daß ſich ein geſunder Menſch entſchließen könne, eine lange Zeit den Kranken, oder der Kranke den Somnambule zu ſpielen, und geſezt, daß hinter dem Vorhange verborgene Perſonen dieſe Mummerey unterſtüzten, oder unterhielten; ſo würde doch, wie es ſcheint, die Betrügerey in ſehr kurzer Zeit entdeckt worden ſeyn, man mag auch von beyden Seiten ſo viel Geſchicklichkeit annehmen, als man will. Ich fodere den gewandteſten Schauſpieler auf, den Somnambule vor aufgeklärten Perſonen zu ſpielen; ſich mehrere Stunden lang in ſeinem erkünſtelten Zuſtande zu erhalten, die Augen geſchloſſen, und daß die Augenlieder ſich in dieſer ganzen Zeit wie angeleimt nicht von einander trennen. Dieſes ſcheint mir auſſer der menſchlichen Geſchick-

ſchicklichkeit und Geduld zu ſeyn; wo iſt der Mann, der Stunden lang unbeweglich in einer Stellung bleiben kann, ohne eine Empfindung von dem zu zeigen, was neben ihm vorgeht, ſelbſt wenn man ihn durch plözliche, unerwartete Geräuſche zu überraſchen ſucht? Welcher noch ſo feine Schauſpieler würde mit geſchloſſenen Augen alles das nachmachen, was durch Somnambule wirklich ausgeübet wird? Einige Verſuche von dieſer Art würden den abgerichtetſten Künſtler aus ſeiner Faſſung bringen, und in weniger Zeit ſeine Zwecke vernichten.

Sieht man nun alle dieſe Effekte ſtandhaft wiederholt, und ohne Anſtrengung, und durch eine Menge von Menſchen allerley Geſchlechts, Alters und Ranges: ſo muß man in Wahrheit bekennen, daß dieſes nicht ein **Werk der Kunſt, ſondern der Natur ſey.**

Es vereinigen ſich alſo die phyſiſchen Wahrſcheinlichkeiten mit den moraliſchen, um die Wirklichkeit des magnetiſchen Somnambulismus zu beſtättigen. Denn man kann dieſen Zuſtand nicht verwerfen, ohne eine Betrügerey anzunehmen, die eben ſo ſchwer zu begreifen iſt: und wir mögen uns drehen, wie wir wollen; ſo iſt hier immer ein auffallendes Phänomen, es ſey nun ein moraliſches oder phyſiſches, und lezteres koſtet, wie es ſcheint, dem Verſtande am wenigſten Mühe,

weil es noch immer einer Aufklärung fähig, und begreiflicher, als ein Komplot von Betrügern, iſt, die kein Intereſſe und Beweggründe haben; wo die Triebfedern ſo manchfaltig zuſammengeſezt, und die Ausführung ſo unmöglich iſt.

So überzeugend alles das Geſagte ſeyn mag, ſo beharren doch viele Perſonen ſtandhaft auf ihrem Sinne; weil, wie ſie meynen, in Sachen, die die Vernunft beleidigen, die Autorität der Zeugniſſe nichts iſt. — Ob man übrigens gleich allgemein zugeſteht, daß man zum Beweiſe eines gewöhnlichen Faktums, welches dem natürlichen Gange ſo ganz gemäß wäre, mehrere Data habe, als man fodern dürfe, auch, ohne zu ſehen. Aber bey einem Phänomene, das, wie man glaubt, ſo wenig natürlich, weder begreiflich, noch erklärbar iſt, welches alle angenommenen Begriffe umzuſtoſſen ſcheint, hält man ſich für berechtigt, nicht nur fremdes Zeugniß, ſondern ſelbſt das Zeugniß ſeiner eigenen Sinne, zu verwerfen.

Wir ſehen uns alſo unvermerkt zur Beantwortung der dritten Frage gebracht, ob denn der magnetiſche Somnambulismus, und die ihn begleitenden Erſcheinungen wirklich ſo unbegreiflich, ſo gegen die Geſetze der Natur ſind, als viele Gelehrte es behaupten: Die Phyſiker
und

und Aerzte, die in Abſicht des magnetiſchen Somnambulismus den größten Unglauben zeigen, thun ſolches zwar unter dem Vorwande, daß es etwas Unbegreifliches ſey; aber der Grund ihres Unglaubens iſt unzureichend, weil die vorgeblichen Schwierigkeiten nicht gegen die auffallenden Zeugniſſe zum Vortheile des Somnambulismus in Betrachtung kommen. Denn die Schwierigkeit, eine Naturwirkung zu begreifen, hebt doch offenbar die Wahrheit derſelben nicht auf. Wir ſind rund um uns her mit vielen unbezweifelten, natürlichen Wundern umgeben, wenn wir ſie gleich nicht zu begreifen fähig ſind. Und die Kraft der Natur erſtreckt ſich ſo weit, daß der menſchliche Begriff ihr oft nicht folgen kann. — — —

So muß man denn in Zukunft den thörichtſten Erzählungen, und den unſinnigſten Einfällen Glauben beymeſſen! Denn man wird ſich immer auf die große Kraft der Natur, und den weiten Umfang ihrer Hilfsmittel berufen können; dadurch werden alle unſere Kenntniſſe, anſtatt ſich zu reinigen, und zu erweitern, in ihr altes verwirrtes Chaos zurückfallen! — Nicht ſo, meine Freunde! Euer Einwurf paßt ganz und gar nicht hieher. Denn es iſt nicht die Frage: ob ein Phänomen allein in der Rückſicht zuzulaſſen ſey, weil die Natur ſehr mächtig iſt; ſondern ob eine durch viele Augenzeugen beſtättigte Thatſache der

Prüfung und einer vernünftigen Unterſuchung zu unterwerfen ſey? — Und wie wär' es dann, wenn man ſogar entdeckte, daß das ſogenannte Unbegreifliche, und mit den angenommenen Begriffen in der Phyſik und Phyſiologie Unverträgliche vielmehr geradezu eine Folge dieſer Principien wäre? Auch dieſes wollen wir nun noch zu beweiſen ſuchen. Um aber hierinn vollkommen ordnungsmäßig zu verfahren, müſſen bey dem magnetiſchen Somnambulismus zwey Stücke unterſucht werden, die den Aerzten und Phyſikern immer vorzüglich anſtößig waren, nämlich 1) die Leichtigkeit, womit man den Kranken in jenen Zuſtand verſetzt, 2) die Erſcheinungen, die dieſen Zuſtand begleiten.

Es iſt freylich ſonderbar genug, daß einige Aerzte die Möglichkeit, einen Kranken durch irgend eine Kunſt in den Somnambulismus zu verſetzen, läugnen wollen; wenn man dabey bedenkt, daß doch nach ihren eignen Grundſätzen die Kunſt in dem menſchlichen Körper die natürlichen Revolutionen nachahmen kann, und daß alle Anhänger der Blattereinimpfung die Vertheidigung ihres Verfahrens auf dieſem Prinzipium gründen. Alle Aerzte ſtimmen nämlich darinn überein, daß der weſentliche Zweck der Einimpfung ſey, durch eine künſtlich veranlaßte Unpäßlichkeit derjenigen vorzubeugen, die die Natur früh oder ſpät von

ſelbſt

ſelbſt veranlaßt haben würde. Nach ähnlichen Grundſätzen ſind die Aerzte auf den Gedanken gekommen, mehrere Arten von Krankheiten einzuimpfen, um theils den natürlich zu erwartenden zuvor zu kommen, theils um ſich derſelben als ein Gegengewicht gegen andere Krankheiten zu bedienen; daß man es daher heutiges Tages für eine bekannte Geſchicklichkeit hält, eine Krankheit durch eine andere zu heilen.

Iſt es denn unter dieſer Vorausſetzung ſo etwas Außerordentliches und Unbegreifliches, daß auch der Zuſtand des Somnambulismus durch künſtliche Mittel mitgetheilet werden könne? Denn die Phyſiologen ſetzen denſelben ja unter die Krankheiten. Es gehört alſo mit in die Klaſſe der Revolutionen, die durch Kunſt bewirket werden können: es werden alſo die Prinzipien der Phyſiologen vielmehr dadurch beſtättiget, als umgeſtoſſen. Will man indeß den Somnambulismus nicht für eine Krankheit gelten laſſen; ſo ſey es! Wir wollen, um alle Ausflüchte von dieſer Seite abzuſchneiden, ihn nur als einen Schlaf anſehen, deſſen Entſtehung und veranlaſſende Urſache bisher noch von keinem Arzte, Phyſiker oder Philoſophen gehörig erklärt worden iſt. Alles, was man darüber zu ſagen pflegt, ſind bloß Muthmaſſungen, und für den philoſophiſchen Denker unzureichend. So viel iſt indeß gewiß, daß uns der Schlaf an-

wandelt, ſobald der Körper dazu geſchickt iſt, und daß man denſelben durch künſtliche Mittel z. B. durch Opium, und andere ähnliche Dinge dazu geſchickt machen könne. Sollte nun nicht das nämliche durch Einwirkung des thieriſchen Magnetismus möglich ſeyn? Wollte man deßwegen die Umſtände für verſchieden halten, weil man beym Magnetiſiren weder Dekokte, noch Infuſionen gebraucht; ſo iſt doch wohl die natürliche Antwort dieſe: daß man auch ohne Getränke und Pulver Wachende einſchläfern kann. Ja, es gehört dieſes ſogar zu den Eigenheiten des Schlafes, daß er durch ſehr verſchiedene und entgegengeſetzte Urſachen ſich hervorbringen läßt. Große Hitze und außerordentliche Kälte erregen beyde den Schlaf. Hunger und Uebermaß im Eſſen, Ermattung von Arbeit, und Ruhe, kühlende und erhitzende Getränke führen gleichmäßig den Schlaf herbey; er entſteht aus Verminderung und Anhäufung des Geblütes; ein Fieber, welches ſchlaflos macht, macht auch ſchlaftrunken; ein geringer Unterſchied in der Menge des Weines macht munter oder ſchläfrig. — — Wollte man alle Urſachen des Schlafes aufſuchen, und zuſammenſtellen, wo würde das Ende dieſer Arbeit! — Und iſt es denn nun noch ſo unwahrſcheinlich, daß auch durch eine magnetiſche Behandlung der Schlaf erreget werden könne? Iſt nicht vielmehr

die

die Wirkſamkeit einer ſolchen Berührung *) eine nothwendige Folge eines allgemeinen Geſetzes der Natur.

*) Meine Leſer erlauben mir, die Bemerkung zu machen, daß hier durchaus von keinem heftigen Manipuliren, beſchwerlichen Streicheln, oder gar unanſtändigen Betaſtungen die Rede ſey, wie es doch viele Männer vielleicht aus Unwiſſenheit ſelbſt glauben, wenigſtens dem Publikum es glauben machen wollen. — Wenn die Hand des Magnetiſeurs den Körper des Kranken berührt, ſo geſchieht ſolches ſehr gelinde, und jederzeit ohne Beleidigung der genaueſten Wohlanſtändigkeit. Selten wird nur maſirt; am gewöhnlichſten fährt der Magnetiſeur mit den Spitzen ſeiner Finger dem Körper in einiger Entfernung vorbey. Man fängt ſogar mit vielem Glücke an, bloß durch Entgegenhalten eines ſtählernen Konduktors Kranke in den Schlaf zu verſetzen. — Wie befremdend muß es daher jedem Kenner ſeyn, wenn manche Gelehrte auf jene fälſchliche Vorausſetzung des ſtärkern Reibens es wagen, eine denſelben gewiß fremde, vielleicht nie ganz geſehene, noch weniger ſelbſt geübte Thatſache zu erklären, indem ſie über die Entſtehung des Somnambulismus folgendes Raiſonnement aufſtellen: Heftiges Reiben, inſonderheit ſehr empfindlicher Theile, errege konvulſiviſche Bewegungen; dieſe verurſachen Entkräftungen, und ſo falle endlich der Kranke in den Schlaf.

Natur, nach welchem alle Sinne zur Einführung des Schlafes dienen? Im Gehöre, Geruche, Ge=

Schlaf. — Wären dieſe Herren doch jemals bey guten Magnetiſten gegenwärtig geweſen, wenn Kranke durch dieſelben in den Schlaf verſezt wurden; und hätten dann geſehen, wie oft ein einziger feſter Blick derſelben, oft das leichteſte Berühren der Augen, oft der vorgehaltene ſtählerne, magnetiſche Konduktor; faſt immer ein gelindes Magnetiſiren von einigen Minuten den Kranken in jenen Zuſtand bringen; hätten geſehen, wie die Kranken faſt allemal ohne einige Ahndung von gichteriſchen Bewegungen aufs ſanfteſte einſchlafen; hätten geſehen, wie ſie, anſtatt entkräftet und matt zu ſeyn, voll Heiterkeit und Leben ſind! — Gewiß, ſie würden als rechtſchaffene Männer ſich über ihre fälſchlichen Behauptungen um ſo mehr ſchämen, da ſie dadurch zuverſichtlich bey vielen würdigen Perſonen ein Hinderniß in der ſchnellern Aufnahme eines phyſiſchen Heilmittels geworden ſind, welches ſie doch in längerer oder kürzerer Zeit als wahr und nützlich werden anerkennen müſſen!

Ich geſteh' es daher ohne Rückhalt, daß ich oft mit wahrer Betrübniß, um das Geringſte zu ſagen, ſolche Schwächen, Blößen und Unrichtigkeiten in öffentlichen Blättern finde, die doch ihrem Zwecke gemäß beſtimmt ſind, das Publikum in Wahrheit zu unterrichten, und deſſen Urtheil weiſe

zu

Geſichte und Geſchmacke findet man die zuver⸗läßigſten Veranlaſſungen dazu. Sollte das Ge⸗fühl der einzige Sinn ſeyn, dem dieſe Eigenſchaft fehlt? — — Ueberdieß belehrt uns ein geringes Nachdenken, daß jene ſchlaferweckende Eigenſchaft dem Sinne des Gefühles mehr als jedem andern Sinne zukommen müſſe. Denn wir haben eigent⸗lich nur den einen Sinn, das Gefühl, und die übrigen ſind bloß Modifikationen deſſelben. Das Gefühl unterſcheidet ſich nur durch ſeine größere Energie und Ausdehnung, indem es über den ganzen Körper verbreitet iſt. — Hiedurch ſcheint es ſehr begreiflich zu ſeyn, daß das Gefühl vor⸗züglich die Eigenſchaft haben müſſe, den Schlaf zu veranlaſſen. Denn wie kann man von ihm, als dem Hauptſinne, vermuthen, daß er eines Vermögens beraubt ſey, welches ſich bey allen ſei⸗nen Subalternen findet? — Gut, ſagt man vielleicht! Allein, es iſt doch immer noch ein gro⸗ßer Unterſchied zwiſchen Schlaf und Somnambu⸗lismus! — Die Antwort iſt ſehr einfach. Som⸗nambulismus iſt nur Modifikation des Schlafes.

Es

---

zu leiten. — Ich werde hierüber nächſtens an ei⸗nem andern Orte mich ausführlicher zu äuſſern Gelegenheit haben, und alsdann verſchiedene öf⸗fentliche Urtheile von der Art auf der Waage der Wahrheit zu prüfen, mir die Freyheit nehmen.

Es giebt keinen Somnambulismus ohne eine Art von Schlaf. Vielleicht könnte man gar hinzuſetzen: es giebt keinen Schlaf ohne Somnambulismus, und jeder Schlafende iſt in gewiſſem Grade ein Somnambule. — So parador dieſer Satz auch manchem ſcheinen mag, ſo unläugbar iſt er, wenn man dem Kunſtworte Somnambule ſeine eigentliche Bedeutung beylegt.

Es behält nämlich der Menſch auch im tiefſten und glücklichſten Schlafe noch immer einen größern oder kleinern Theil des wachenden Zuſtandes, vermittelſt deſſen er verſchiedene Bewegungen hervorbringt. Wer weis nicht, daß der Körper oft während des Schlafes in Unruhe kömmt, ſich hin und her bewegt, eine bequeme Lage ſucht; daß die Hand ſich gegen einen leidenden Theil ſtreckt; daß die Decke in Ordnung gebracht wird; Inſekten verjagt oder zerdrückt werden, und daß andere Sachen geſchehen, die unläugbar zum wachenden Zuſtande gehören, und daß folglich eine Art von Somnambulismus entſteht, wenn man anders unter dieſem Namen die Ausübung beſonderer, beſtimmten zweckmäßigen Bewegungen im Schlafe verſteht? Und was ſind doch Träume? — Bey vielen Menſchen geht dieſer Zuſtand noch weiter. Denn es giebt unzählige Perſonen, die im Schlafe ſprechen, zuſammenhaltende Reden halten, aus

dem

dem Bette ſteigen, u. ſ. w. Dieſe Dinge ſind ſo etwas gewöhnliches, daß man faſt in jeder Familie ein ſolches Beyſpiel finden kann. Geht endlich der Somnambulismus noch einige Stufen weiter; ſo bringt er erſtaunenswürdige Effekte hervor. Man ſieht alsdann den Schlafenden ſchreiben, muſikaliſche Inſtrumente ſpielen, in fremden Sprachen reden, wovon ſie wachend kein Wort verſtehen *), Geſchäfte allerley Art vornehmen, die Thüre öffnen, Feuer anzünden, auf Dächer und Pferde ſteigen, in Nachen über Flüſſe ſetzen u. ſ. w. Und dennoch iſt offenbar der Somnambulismus ſelbſt in dieſem höchſten Grade kein neuer Zuſtand, oder der Natur des Schlafes zuwider. Es iſt bloß eine verſtärkte Modifikation eines natürlichen Zuſtandes des Menſchen, und immer Eigenſchaft des Schlafes. Dieſes führt uns dann wieder auf den Satz zurück

*) Herr la Motte le Vayer verſichert, daß le Fer, ein Bürger zu Rouen, im Schlafe auf Fragen in allen Sprachen geantwortet habe; auch ſogar in der Sprache der Griechen und Indianer. Die Frau von Pile redete in einer Krankheit das beſte Spaniſche, ob ſie gleich weder vorher, noch nachher, das geringſte davon wußte. Andere Leute haben im Schlafe eine beſondere Gelehrſamkeit in Dingen bewieſen, die nicht bloß, wie die Sprachen, das Gedächtniß, ſondern die Vernunft, angehen. ſ. Unſers Arzt. St. 74.

zurück, daß jeder Schlafende ein anfangender Somnambule iſt, bey welchem ſich dieſer Zuſtand auf eine mehr oder weniger auffallende Art entwickelt, nach dem Verhältniße der phyſiſchen Beſchaffenheit des Schlafenden, nach der Natur ſeiner Krankheit, und nach den verſchiedenen Urſachen, die den Schlaf bewirkten, die vor ihm hergiengen, oder ihn begleiten. Folglich kann ein Kranker, der durch Temperament, oder durch die Natur ſeiner Krankheit, zu einem beträchtlichen Grade des Somnambulismus geneigt iſt, auch fähig ſeyn, durch Einwirkung der magnetiſchen Operation eine größere Beſtimmung zum Somnambulismus zu erhalten, der ſich indeß auf eine höchſtverſchiedene Art bey verſchiedenen Perſonen zu äuſſern pflegt, und worüber ſich durch Raiſonnement noch nichts Gründliches ſagen läßt, bis mehrere und manchfaltigere Erfahrungen vor unſern Augen liegen. Einige Menſchen fühlen beym Magnetiſiren bloß ein ſtarkes Durchſtrömen einer bald warmen, *bald* kaltſcheinenden Materie; bey andern verbindet ſich damit eine Schwere in Händen und Füſſen, die übrigens beym Kalmiren in einigen Minuten verſchwindet. Noch andere gerathen in einen dem Schlafe ähnlichen Zuſtand, wobey ſie gleichwohl noch alles hören, was auſſer ihnen vorgeht; andere empfinden die äuſſern Dinge nicht, aber erinnern ſich deutlich, was ſie im Schlafe gedacht,